



Kantonsschule Zürich Nord
Lang- und Kurzgymnasium
Fachmittelschule

Nord pool

Schulmagazin
Nr. 12
Mai 2019

Geld





Editorial	04
Aus der Schulleitung	05

Fokus	07
Geld	08
Eine kleine Geschichte des Geldes	12
Mein Geld	16
Wie viel kostet mich mein Kind?	17
Frontlappen	19
Eintauchen in die Bilderwelt der Banknoten	19

Unterricht	22
Zeichnen und «Gwunder»	23
Statements von Schülerinnen und Schülern	24
Portrait Fachschaft Bildnerisches Gestalten	26
Lieblingswerkzeuge	28
Ausstellungswand	30
Arbeitstische	32
Blickfang Fachzimmer	34
Farbmassen und Radiergummi	36
Yoga an der KZN	38
Rerum coelestium scientia	38

Am Poolrand	40
Rätsel	40

Persönlich	43
Freifachangebot an der KZN	43
Freifach Kreatives Schreiben	43
Freifach Latein	43
Freifach Medien-Club	45
Freifach Robotik	46
Freifach Yoga	46

Auswärts	47
Das Ich in Indien - ein Zwerg im Spiegel eines alten Riesen	50
Mein Austauschjahr in Villavicencio, Kolumbien	51
Wo Sport eine schulische Angelegenheit ist	51

Mitteilungen	53
Jugendaustausch	53
Kompositionswettbewerb	53



Liebe Leserin, lieber Leser

Nordpool erscheint im neuen Gewand. Thomas Gisler (Bildnerisches Gestalten) hat die Herausforderung angenommen, die Vorgaben des Kantons für amtliche Publikationen auch für unser Schulmagazin umzusetzen. In Zusammenarbeit mit einem externen Gestalter ist er dabei einerseits den Richtlinien gefolgt und hat andererseits versucht, dem Heft eine eigene, charakteristische Note zu verleihen. Wir sind gespannt auf die Reaktionen unserer Leserinnen und Leser.

Neu erscheinen alle Bilder in Farbe; diesen wunderbaren Umstand schöpft die Fachschaft Bildnerisches Gestalten genüsslich aus und präsentiert sich verspielt bildgewaltig. Mehr über die Bildwelten dieser Ausgabe und die Neugestaltung des Heftes erfahren Sie in der Einleitung zur Rubrik «Unterricht».

Die neue Optik bringt weitere Veränderungen mit sich: **Nordpool** erscheint nun einmal im Schuljahr nach den Frühlingsferien. Der Jahresbericht, bis anhin Teil der

Nordpool-Frühlingsausgabe, wird anfangs Herbst in gekürzter Form von der Schulleitung publiziert. Für unser Schulmagazin möchten wir Schülerinnen, Schüler und Lehrpersonen dazu aufrufen, neue Ideen und Anstösse für das Schulmagazin einzubringen. Wir sind stets offen für Vorschläge und besonders freuen würden wir uns über Schülerinnen und Schüler, die uns längerfristig redaktionell unterstützen, indem sie regelmässig Beiträge beisteuern: Meldet Euch bei nordpool@kzn.ch!

Eine angeregte Lektüre
für Auge und Geist wünscht
Christian Suter



Die KZN ist eine Schule, die sich in besonderem Mass für Chancengerechtigkeit einsetzt. Unser Hilfsfonds beispielsweise, der Schülerinnen und Schüler in finanziellen Notsituationen unterstützt, wird von Spenden der Eltern und Lehrpersonen gespiesen. Er hat die Aufgabe, Schülerinnen und Schüler in finanziellen Notlagen, in welchen das kantonale Stipendienwesen nicht greift, zu unterstützen. Es ist uns ein grosses Anliegen, dass unsere Schülerinnen und Schüler unabhängig von den finanziellen Verhältnissen ihrer Eltern unsere Schule besuchen können. Unser Hilfsfonds leistet in gewissen Fällen finanzielle Unterstützung für eine Studienreise, eine Exkursion oder den Kauf eines Laptops. Die Frage, wo wir die Prioritäten beim Einsatz unserer finanziellen Mittel setzen, beschäftigt uns in der Schulleitung täglich auf verschiedenen Ebenen. Ein grosser Teil der Kosten unserer Schule sind fix: Wir haben die Verpflichtung, unsere Schülerinnen und Schüler nach definierten Vorgaben zu unterrichten. Als Schulleitung haben wir aber bezüglich Verwendung unserer Gelder im Bereich der Freifächer, des Halbklassenunterrichts oder der Klassengrösse eine gewisse Freiheit. Machen wir zum Beispiel kleinere Klassen, müssen wir allenfalls das Angebot an Freifachkursen einschränken. Bieten

wir viele Schwerpunkt- und Ergänzungsfächer an und führen diese trotz zum Teil geringer Anmeldungen durch, sind wir gezwungen, anderswo zu sparen. Wir müssen also Prioritäten setzen, da unsere Mittel beschränkt sind. Es ist nicht alles möglich, obwohl der Kanton Zürich sehr viel Geld in die Bildung investiert. Neben der Sanierung der KZN werden auch andere Mittelschulen saniert und neue gebaut, nicht zu reden von den grossen Bauvorhaben im Bereich der Universität. Natürlich stellt sich auch die Frage, welche Inhalte in diesen neuen Gebäuden unterrichtet werden sollen. Verschiedene Projekte beschäftigen sich sowohl auf kantonaler als auch auf nationaler Ebene damit, wie der Fächerkanon und die Gewichtung der Fächer in der Mittelschule angepasst werden sollen, damit die Schülerinnen und Schüler optimal für die Zukunft ausgebildet sind. Die Grundlagen der heutigen Maturität, die aus dem Jahr 1995 stammen, scheinen den Bedürfnissen unseres zunehmend digitalisierten Umfelds nicht mehr vollumfänglich zu entsprechen. Obwohl wir die Erfordernisse der Zukunft nicht genau kennen, müssen wir aufgrund von Zukunftsprognosen die Inhalte gymnasialer Bildung kritisch hinterfragen und uns entscheiden, für welche Bildungsinhalte wir in Zukunft das vorhandene Geld einsetzen werden. Sicher ist, dass ab 2022 im Gymnasium das Fach Informatik eingeführt wird. Dies wird zu einer Erhöhung der Stundenzahl führen. Zukünftig werden wir uns bei der Einführung neuer zusätzlicher Fächer genau überlegen müssen, auf welche bestehenden Fächer oder Inhalte wir verzichten. Dies nicht nur wegen der allenfalls steigenden Kosten unserer Schulen, sondern vor allem wegen der zeitlichen Belastung unserer Schülerinnen und Schüler, die meines Erachtens schon heute an der oberen Grenze ist. Artikel 5 des Maturitätsanerkennungsreglements von 1995 besagt, dass «Schülerinnen und Schüler zu jener persönlichen Reife gelangen sollen, die Voraussetzung für ein Hochschulstudium ist, und die sie auf anspruchsvolle Aufgaben in der Gesellschaft vorbereitet». Nehmen wir diesen Artikel ernst, muss den Schülerinnen und Schülern in meinen Augen auch freie Zeit eingeräumt werden, damit sie ausserhalb der Schule, in Sportvereinen, Clubs, Jugendgruppen und ganz allgemein in der Familie und mit Freundinnen und Freunden an dieser Reife arbeiten können. In einer sich verändernden Gesellschaft gibt es eben auch allgemeingültige Werte, denen Rechnung getragen werden muss.

Andreas Niklaus, Rektor



Man muss nicht weit suchen, um den Einfluss des Geldes in unserem Alltag zu spüren. Ob mehr Taschengeld oder eine Lohnkürzung: Wenn sich unser persönlicher Geldfluss verändert, geht das kaum je spurlos an uns vorbei. Geld hinterlässt seine Spuren in der Schule, in der Familie, in Beziehungen, in Freundschaften, in Politik und Gesellschaft. Dennoch spricht man nicht gerne über Geld. Und wenn, dann nicht konkret, sondern diskret und zurückhaltend.

Was ist Geld? Was denken unsere Schülerinnen und Schüler darüber? Und was meinen Eltern dazu, wie schwer ihre Sprösslinge ihnen auf der Tasche liegen? Unsere Autorinnen und Autoren begeben sich auf die Suche nach Antworten zu diesen und weiteren Fragen. Zur Untermalung haben Schülerinnen und Schüler Banknoten aus aller Welt zusammengetragen, inspiriert vom Bildband *Money* der visuellen Gestalterin Tania Prill.

Eine kleine Geschichte des Geldes

Text Dr. oec. publ. Antonio Teta (Wirtschaft und Recht)

Knete, Kohle, Pinke-Pinke

Die einen nennen es Knete, die anderen Kohle, Mäuse, Moos, Piepen, Pinke-Pinke oder auch Schotter. Einige werfen damit um sich, andere scheffeln es, hauen es auf den Kopf, machen es locker, schwimmen darin, werfen es zum Fenster hinaus, verpulvern oder verbraten



Geld als Tauschmittel für Glück? Dagobert Duck hat wohl nie Aristoteles gelesen. (Quelle: tagesspiegel.de)

es sogar. Für die einen ist es Zeit, für die anderen liegt es auf der Strasse. Es stinkt nicht. Einige haben es wie Heu, andere sitzen darauf. Bei den einen herrscht Ebbe im Beutel, andere drehen den Hahn zu. Die Sprache des Geldes ist so bunt wie seine Geschichte. Etymologisch betrachtet stammt der Begriff «Geld» sehr wahrscheinlich aus dem Mittelhochdeutschen «gelt»; er

ist abgeleitet vom ursprünglichen «abgelten, entgelten» – was nichts anderes bedeutet als bezahlen oder «eine Schuld zahlen». Geld bedeutet aber auch das, was «gilt», und wer Geld besitzt, besitzt gleichzeitig «Geltung».

Tauschmittel zum Glück

Die Geschichte des Geldes ist die einer Jahrtausende langen Suche nach dem perfekten Tauschmittel, das sowohl einen nachhaltigen Wert hat, als auch als Recheneinheit verwendet werden kann.

Natürlich ist Geld dabei nur Mittel zum Zweck – das erkannte auch Aristoteles. Denn das, was man kauft, muss einem mehr wert sein, als das Geld selbst, sonst würde man es ja nicht eintauschen. Von dem gekauften Produkt oder Dienstleistung versprechen wir uns ein bestimmtes Gefühl (Nutzen), das wir wiederum höher schätzen als das Produkt selbst. Am höchsten in dieser Hierarchie der Wertschätzungen steht aber, so Aristoteles, das Glück. Glück wird dabei in einem weiten Sinne gefasst, als das Gelingen des Lebens im Ganzen, als das Bejahen des ganzen Lebens. Alles, was wir tun, tun wir letztlich, um glücklich zu werden.

Ist Geld also letztlich ein Tauschmittel für Glück? Tatsächlich stellt das Geld, mit Aristoteles gesprochen, die Mittel bereit, die ein gutes Leben ermöglichen; und was ein gutes Leben ist, darüber entscheidet das vernünftige Denken. Fiele das gute Leben als Massstab weg, gäbe es für das Haben des Geldes keine Grenze mehr. Denn Geld drückt sich als Masseinheit für den Wert in Zahlen aus und die Zahlenreihe ist unendlich. Man gerät also in den Sog der Maximierung. Wie viel Geld ist dann genug? Das ist unter dieser Perspektive eine sinnlose Frage, denn es ist nie genug. Egal wie viel es ist, es könnte immer noch mehr sein. Wenn das gute Leben und das vernünftige Denken als Massstab wegfallen, wird das Bedürfnis grenzenlos und die Gier ist die logische Folge.

Vom Steinbeil zum Bitcoin

Scheine, Münzen, Bankkarten: Einkaufen ist heutzutage relativ einfach. Für unsere Vorfahren war so etwas vor Jahrtausenden komplizierter. Wenn sie etwas haben wollten, tauschten sie es ein. Das konnte manchmal ziemlich mühsam sein. Etwa ein Schmied, der Stoffe für neue Kleidung brauchte und dem Weber dafür seine Hufeisen anbot – die dieser aber gar nicht benötigte. Dann hatte der Schmied ein Problem. Er musste möglicherweise viele Kilometer weit reisen, bis er einen anderen Weber fand, der sich auf den Handel einliess. Um das zu vereinfachen, erfanden die Menschen ein Tauschmittel, das alle Käufer und Verkäufer akzeptierten: Geld. Nun konnte der Schmied seine Hufeisen gegen Geld und diese Währung wiederum gegen Stoffe



Steinbeile, Goldklumpen oder Schneckenhäuschen wie beim hier abgebildeten «Kaurigeld»: Geld kannte in seiner langen Geschichte viele Formen. (Quelle: commons.wikimedia.org)

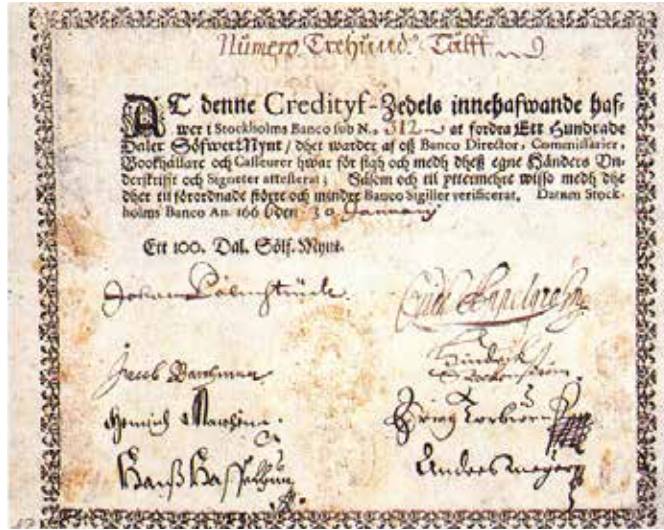
tauschen. Allerdings nutzten die Menschen noch keine Münzen oder Banknoten. Vor mehr als 20.000 Jahren zahlten unsere Vorfahren in Westeuropa vermutlich mit kleinen Steinbeilen. Die Bewohner der Fidschi-Inseln verwendeten die Zähne von Pottwalen, die Menschen auf der Südsee-Insel Yap meterhohe und tonnenschwere Steinscheiben. Im alten Ägypten zahlte man mit Getreide, in Nordamerika mit «Wampums» genannten Gürteln aus Muscheln und Gehäusen von Meeresschnecken. Vor rund 4000 Jahren kam in Teilen Afrikas und Indiens sogenanntes «Kaurigeld» auf. Reich war also, wer viele Gehäuse von Kaurischnecken besass. In manchen Regionen Europas und des Nahen Ostens zahlten die Menschen schliesslich mit Gold und Silber. Weil es die wertvollen Edelmetallstücke in verschiedenen Grössen gab, konnte man mit ihnen sowohl teure als auch billige Waren kaufen.

Vor rund 2700 Jahren kamen die Menschen in Lydien im Westen der heutigen Türkei auf eine Idee: Sie schlugen Goldklumpen flach und prägten sie mit dem Stempel ihres Königs, also eine Art Versicherung, dass das Edelmetall echt ist. Diese Goldscheiben gelten als erste Münzen der Welt. Die Idee setzte sich durch: Wenige Jahrhun-

derte später zahlte man im ganzen Mittelmeerraum mit Münzen. Kauf und Verkauf wurden so viel einfacher. Doch das Münzgeld hatte auch einen Nachteil: Ständig mussten die Händler schwere Geldsäcke schleppen, wenn sie Geschäfte machen wollten. Ab dem 10. Jahrhundert gaben Kaufleute in China ihre Münzen deshalb

Im Gegensatz zu einer Goldmünze etwa hat ein Geldschein ja keinen Selbstwert an sich, es ist bloss Papier.

lieber bei der Regierung ab. Dafür bekamen sie eine Quittung aus Papier, mit der sie Waren bezahlten. Die Banknote war geboren. 600 Jahre später erreichte sie auch Europa; die erste nicht personenbezogene Banknote wurde 1666 in Schweden gedruckt.



Die erste nicht personenbezogene Banknote Europas stammte aus der schwedischen Stockholms Banco. (Quelle: commons.wikimedia.org)

Banknoten haben viele Vorteile: Sie wiegen nur wenig, man kann sie verhältnismässig leicht herstellen und den Scheinen einen unterschiedlichen Wert geben (stückeln). Allerdings funktionieren sie nur, weil Menschen sie als reines Tauschmittel akzeptieren und ihm vertrauen. Im Gegensatz zu einer Goldmünze etwa hat ein Geldschein ja keinen Selbstwert an sich, es ist bloss Papier. Dieses Papier kann man weder essen noch damit herumfahren.

Im Verlauf der Geschichte machten sich Staaten dies manchmal zunutze, um ihre Schulden zu bezahlen, so auch Deutschland nach dem Ende des Ersten Weltkrieges. Weil die Siegerstaaten vom unterlegenen Deutschland damals hohe Entschädigungszahlungen verlangten, druckte die Reichsbank einfach immer mehr Banknoten. Doch je mehr Geld in Umlauf gelangte, während das Angebot der Waren und Dienstleistungen gleich blieb, desto höher wurden die Preise. Es kam zu einer grossen Inflation (Geldentwertung, Teuerung). So kostete im Herbst 1923 ein Ei 320 Milliarden Mark. Geld war nahezu wertlos geworden. Erst als im November 1923 eine Billion Mark zu je einer Rentenmark eingetauscht werden konnte, endete die grosse Inflation. Viele Deutsche waren jedoch verarmt, weil sie ihre Ersparnisse bereits verloren hatten.

Damit so etwas heutzutage nicht wieder passiert, wacht in der Europäischen Union die Europäische Zentralbank (EZB) über die Ausgabe von Bargeld. Das heisst, dass die Länder der Europäischen Währungsunion nicht einfach nach Lust und Laune Euro-Scheine drucken dürfen. Das geht nur mit Erlaubnis der Zentralbank, und diese muss diverse Interessen berücksichtigen.

Einen dicken Geldbeutel voller Münzen und Scheine tragen viele Menschen allerdings immer seltener mit sich herum. Längst zahlen wir beim Einkaufen oder an der Tankstelle mit einer Bankkarte, in der ein kleiner Chip steckt, auf dem die Konto-Informationen und die Geheimzahl des Kartenbesitzers bzw. der -besitzerin gespeichert sind. Bei einem Kauf wird der Betrag einfach vom Konto abgebucht. Als Bargeld existieren beispielsweise mittlerweile weniger als zehn Prozent aller Euros. Der Rest ist nicht mehr als Zahlen auf Konten, also Geld in elektronischer Form.

In Zukunft könnten Münzen und Geldscheine komplett aus unserem Alltag verschwinden aufgrund sogenannter Kryptowährungen. Das sind Zahlungsmittel, die nur in Computern existieren. Sie werden nicht geprägt oder gedruckt, von Zentralbanken oder Staaten ausgegeben und kontrolliert, sondern nach komplizierten Regeln von Computernetzwerken «errechnet».

Bitcoins sind die derzeit bekannteste Kryptowährung. Um mit ihnen zu bezahlen, reichen ein paar Mausklicks. Banken und Sparkassen braucht man dafür nicht. Bislang akzeptieren lediglich einige Online-Händler und -Geschäfte Kryptowährungen. Doch manche glauben, dass wir irgendwann alles mit Bitcoins und Co. bezahlen werden, seien es Kinotickets, Kleider oder selbst sagenhaft teure Kunstwerke. Die Zukunft des Geldes bleibt spannend!

In Zukunft könnten Münzen und Geldscheine komplett aus unserem Alltag verschwinden aufgrund sogenannter Kryptowährungen.



Das Geld und der Gymnasiast oder: Laufen im Kreis

Text Martin Fähnrich, M5e

Während Lehrlinge in der Lehre oder im Praktikum bereits Geld verdienen, müssen sich Gymnasiastinnen und Gymnasiasten Almosen bei ihren Eltern holen oder in der Freizeit einen Job annehmen. Dabei ist es jedoch schwierig, etwas Passendes zu finden, weil die Freizeit einer Schülerin oder eines Schülers nur selten der jeweiligen freien Zeit entspricht. Da warten einerseits die Hausaufgaben, andererseits müssen Prüfungen vorbereitet werden. Je nachdem wie viel Tränen und Schweiss hineingesteckt werden, können diese Arbeiten manchmal sogar bis spät in die Nacht dauern. Nicht selten drücken die Schülerinnen und Schüler dann natürlich am Folgetag übermüdet die Schulbank und müssen deshalb den verpassten Stoff später wieder zuhause repetieren. Ein ewiger Kreislauf ...

In einer solchen Situation gibt natürlich kaum jemand gern den freien Samstag auf, um zu jobben. Aber: Brauchen Schülerinnen und Schüler denn überhaupt nebenbei Geld, wenn sie – in den meisten Fällen jedenfalls – von den Eltern unterstützt werden? Nein, brauchen sie eigentlich nicht. Allerdings möchte wohl jeder mehr Geld zur Verfügung haben. In meinem Freundeskreis hat der eine oder die andere schon Erfahrungen mit Freizeitjobs gemacht. Die meiner Meinung nach beste Variante ist es, direkt das Angebot der Schule zu nutzen und z. B. einmal in der Woche über Mittag Nachhilfe zu geben. Da ist man zwar gezwungen, sein eigenes Mittagessen in die Schule zu nehmen, aber der Zeitverlust hält sich in Grenzen. Eine andere Möglichkeit ist es, am Samstagmorgen in der Bibliothek auszuhelfen – da bleibt dann wenigstens der Nachmittag frei. Für Morgenmuffel bietet sich eher an, nach der Schule in einer Bar zu arbeiten. Geht das allerdings bis tief in die Nacht hinein, findet man kaum noch Zeit, zu schlafen, geschweige denn überhaupt zu lernen. Alle meine Kolleginnen und Kollegen, die diese drei Varianten ausprobiert hatten, haben die Jobs wieder geschmissen.

Das Nachhilfe-Angebot existiert leider nicht mehr, für die Bibliothek gibt es eine Altersobergrenze und die Arbeit in der Bar ging über die physischen Grenzen. Also steht man wieder am Anfang des Problems. Und eine neue Lösung muss gefunden werden.

Meine Finanzen

Text Yves Baumann, U2g

Ich habe ein Konto, von dem ich jederzeit Geld abheben kann, und eine Kreditkarte. Meine Eltern zahlen jeden Monat Essensgeld und Taschengeld ein. Schulische Angelegenheiten muss nicht ich bezahlen. Auch Kleider und Haarschnitte zahlen meine Eltern. Ich kann von mir jedoch nicht sagen, dass ich besonders oft meine Haare schneiden lasse oder Kleider einkaufen gehe. Ich kriege jede Woche 27 Franken für Essen, den Betrag für ein Tagesmenu pro Schultag (ausser an dem freien Nachmittag). Das macht pro Monat 104 Franken. Ausserdem bekomme ich 30 Franken Taschengeld. Knabberzeug, Bücher und Videogames muss ich selbst bezahlen. Nebenbei arbeite ich als Hilfsleiter in einem Feriencamp mit behinderten Kindern. Dabei verdiene ich 200 Franken. Ich muss aber eine Woche der Herbst- bzw. der Frühlingsferien opfern. Dafür unternehme ich jeden Tag etwas Tolles und es ist überraschend, was man alles mit den Kindern machen kann. Auf meinen Geburtstag oder auf Weihnachten wünsche ich mir oft auch Geld, wenn ich mich nicht für ein Geschenk entscheiden kann oder mir keines einfällt. In meiner Freizeit spiele ich Handball, was jedoch ebenfalls meine Eltern bezahlen.

Mein Geld, und wie ich es einzuteilen lernte

Text Charlotte Jäggi, F4d

Damit man als Erwachsener Geldprobleme vermeiden kann, finde ich es sehr sinnvoll, dass man schon als Kind mit Geld umzugehen lernt. Meine Eltern haben mir daher schon etwa ab der zweiten Klasse Taschengeld gegeben. In der zweiten Klasse waren es zwei Franken pro Woche, in der dritten Klasse drei usw. Das Geld konnte ich sparen oder für Süssigkeiten ausgeben. In der Sekundarschule habe ich mit meinen Eltern ein Monatsbudget von 160 Franken vereinbart. Von diesem Geld musste ich mir Kleider, Schuhe, ÖV, Stifte für die Schule, Kosmetikartikel und Freizeitaktivitäten, wie zum Beispiel ins Kino gehen, finanzieren. Ferien, Handy und Hobbys waren nicht Teil des Budgets. Als ich die FMS anfang, mussten wir mein Budget aufstocken, weil noch weitere Kosten wie ein ÖV-Abo und das Mittagessen dazukamen.

Ich finde die Idee mit dem Jugendlohn genial, weil ich gelernt habe, das Geld einzuteilen und mir bewusst wurde, wie teuer zum Beispiel Kleider, Schuhe und ÖV sind. Um zusätzlich etwas Geld zu verdienen, leite ich einmal pro Woche das Geräteturnen. Ausserdem habe ich mich kürzlich beim Blauen Kreuz angemeldet, um Testkäufe durchzuführen. Bei Testkäufen gehen Jugendliche unter 15.5 Jahren Bier und Tabak und Jugendliche über 15.5 Jahren starken Alkohol kaufen. Um in den Sommerferien mit Kolleginnen und Kollegen nach Italien reisen zu können, suchte ich sehr lange nach einem Ferienjob. Da ich aber noch minderjährig bin und sehr wenige Geschäfte jemanden für nur eine Woche einstellen wollen, war das gar nicht so einfach. Ich habe schliesslich einen Ferienjob in der Coop gefunden.

Um Geld zu sparen, kaufe ich manchmal Kleider auf Flohmärkten und nehme mein Mittagessen von zu Hause mit zur Schule.

Ich ziehe es vor, bar zu zahlen und nicht mit der Karte, weil ich so einen besseren Überblick habe, wie viel Geld ich schon ausgegeben habe.

3.20 Franken oder ein Donut?

Text Celia Eugster, AN5b

Geld ist vor allem eines: mühsam. Legt man als durchschnittliche Gymi-Schülerin doch gerne ab und zu ein kleines Vermögen auf den Tisch, um ein Konzert zu geniessen oder spontan mit dem Flixbus nach Südf frankreich zu verreisen (man gönnt sich ja sonst fast nichts), zieht das den automatischen Verzicht auf die Mensa für die nächsten zwei Monate nach sich. Oder man macht es wie ich und lächelt beschämt ins wiederum fast leere Portemonnaie, wenn weitere zwei Monate später sämtliche Schulfreundinnen, distanzierte Bekannte und Verwandte dritten Grades mir fordernd die Hand entgegenstrecken.

Plötzlich sind die schmutzigen 20-Räppler auf dem Schulboden Gold wert und ich höre mich selbst stolz triumphierend über meine kleine Münzensammlung «yesss, 3.20 Franken!!» rufen, nur um sie dann in der nächsten Pause für einen Donut einzutauschen. Ich habe Respekt für die Tapferen, die, ohne dass sie von zu Hause mehr als gut versorgt werden, sich mit der Karte an die Mensakasse vortrauen. Was für eine wilde Achterbahnfahrt voller Angst und Bängen das doch sein muss! Während ich mich frage, ob ich es doch einmal schaffe, meine Münzensammlung einigermaßen unan-

getastet zu lassen, und sie dann spätestens nach dem Wochenende doch eliminiert ist.

Ich weiss, dass ich nicht nur von mir spreche, wenn ich sage, dass ich definitiv mehr Ahnung von lateinischer Literatur als von Geld habe. Ich unterschätze es oftmals, vergesse, wie schnell es verschwinden kann, und bin daher über dieses Verschwinden jedes Monatsende wieder überrascht. Es ist kein Zufall, dass «sich gönnen» ein so alltäglicher Begriff unter uns Jungen ist. Ich gebe «Schulden Schweiz Jugendliche» in die Suchmaschine meines Handys ein und sofort springen mir die Titel «Generation Minus» und «jeder dritte Jugendliche in der Schweiz ist verschuldet» in die Augen. Geldmanagement lernt man nirgends, das ist jedem selbst überlassen. Und so frage ich mich: Sollte nicht die Schule sich wenigstens ein bisschen für so etwas grundlegend Wichtiges einsetzen?

Mein Geld – spielt eine Nebenrolle

Text Lea Oswald, N4k

Mein Haupteinkommen als Gymi-Schülerin beschränkt sich auf die 200 Franken, die ich monatlich von meinen Eltern bekomme. Das Geld nutze ich hauptsächlich für das wöchentliche Essen und kleinere Dinge, die ich für mich kaufe. Kleidung, die ich haben «muss», wie Winterschuhe oder eine Regenjacke, kaufen mir meine Eltern. Möchte ich mir aber unbedingt die blaue Hose kaufen, die ich eigentlich bereits in schwarz und grau habe, muss ich dafür mein hart Erspartes aufbringen. Zum Glück zahlen mir meine Eltern aber auch Schulbücher, sonst wäre ich schon lange bankrott gegangen nach vier Jahren Gymi ... Auch meine Hobbys finanzieren sie mir, aber für den Ausgang komme ich selber auf. Da man als Gymi-Schülerin nichts verdient und ich eigentlich nicht meine Eltern ausnutzen möchte, bin ich immer mal wieder auf der Suche nach Gelegenheitsjobs, mit denen ich meine Finanzen etwas aufbessern kann. Schon seit mehreren Jahren nehme ich Angebote für Statistenrollen in Kurzfilmen, Dokus und Werbespots an. Häufig verdiene ich 50 Franken für einen halben Drehtag. Für eine Nebenrolle in einem Werbespot vor kurzem habe ich sogar noch etwas mehr verdient. Wegen der ganzen Fernsehrechte konnte ich insgesamt die stolze Summe von 600 Franken einsacken! So viel Geld verdient man als Statistin aber leider eher selten und fast ausschliesslich bei Werbeproduktionen. Meine andere Geldquelle sind Alkoholtestkäufe. Für fünf Stunden wird

man meistens mit 70 bis 100 Franken entlohnt. Solche Testkäufe mache ich ungefähr einmal pro zwei Monate, da sie fast einen ganzen Samstag in Anspruch nehmen. Zusätzlich bekomme ich von meinen lieben Nachbarn manchmal einen kleinen Batzen für die Ferien und auch meine Grosseltern schenken mir zu Weihnachten und zum Geburtstag oftmals etwas Taschengeld, welches ich natürlich gerne annehme. So komme ich recht gut durchs Leben. Es gibt fast nie Diskussionen in meiner Familie wegen Geld, was ich zu schätzen weiss.

Wie ich das Geld lieben lernte

Text Joshua Clivaz, N6k

Mein Verhältnis zu Geld hat sich in den letzten Jahren stark verändert. Als Kind wollte ich Geld lange nicht anfassen, denn es erschien mir schmutzig. Es war eine «Erwachsenensache», und wieso sollte ich mich auch gross darum kümmern, wo meine grösste Alltagssorge doch darin bestand, beim «Fangis» nicht erwischt zu werden? Ich wollte auch später nicht viel Geld haben, da ich Angst hatte, mich zu stark vom Geld regieren zu lassen. Ich hatte Angst, mit Dollar-Zeichen in den Augen herumzulaufen und mein Herz an die Gier nach Geld zu verlieren. Damals dachte ich, wie schön es doch wäre, in den nächsten Laden laufen zu können und sich alles, was man zum Leben braucht, ohne Geld zu besorgen. Doch speziell in den letzten Jahren, nachdem ich begonnen hatte, Geld mit Nebenjobs zu verdienen, hat sich meine Einstellung geändert: Ich entdeckte Geld als etwas, mit dem sich die Welt verändern lässt; als eine Art Energie, die zu nutzen man lernen kann. Geld wurde für mich zu etwas, das es mir ermöglichte, zahlreiche tolle Momente zu geniessen, speziell in Bezug aufs Reisen. Ich konnte die Welt erkunden und neue Kulturen kennenlernen, was einen bleibenden Eindruck bei mir hinterlassen hat. Geld ist für mich nun auch zu einem Mittel geworden, um meine Karriere voranzutreiben. Obwohl ich noch nicht mal weiss, wo ich mein Studium beginnen werde, kann es durchaus sein, dass ich Zürich irgendwann verlassen muss und dies wird dann unweigerlich die Frage nach der damit einhergehenden Finanzierung aufwerfen.

Ich bin froh heute sagen zu dürfen, dass ich mir deswegen kaum Sorgen mache. Auch wenn ich wahrscheinlich hart arbeiten muss, um mein Studium zu finanzieren, so weiss ich heute doch, dass das Geld mir dienen wird

und nicht umgekehrt. Und am wichtigsten zu erwähnen ist, dass Geld mir den Luxus der Bildung ermöglicht, und damit den Luxus einer besseren Zukunft.

Das Geld und ich

Text Johanna Hüsgen (BA-Studiengang Angewandte Sprachen ZHAW)

Das Leben im Gymi ist schön – pro Woche oder Monat erhält man einen fixen Betrag von den Eltern in die Hand gedrückt oder überwiesen, um sich das Mittagessen, Schulbücher oder einen gelegentlichen Kinobesuch zu finanzieren. Subventioniert von Mami und Papi ist die eigene Finanzplanung sehr einfach und übersichtlich: Grosse Ausgaben darf man ohnehin nicht einfach ohne Absprachen tätigen.

Ausserhalb des geschützten Rahmens der Mittelschule, wenn man nun – wie ich – zum ersten Mal wirklich sein eigenes Geld verdient, das über den Verdienst beim Babysitten oder Nachhilfegeben hinausgeht, wird es schon komplexer. Niemand schreibt dir vor, wie du dein «Vermögen» verwalten sollst. In dieser Situation war auch ich vor gut einem Jahr. Gefühlsmässig schwankte ich zwischen Glück meiner neugewonnen Freiheit wegen und absoluter Überforderung. Ich stellte mir Fragen wie: «Soll ich in meine dritte Säule investieren oder mit dem Geld doch lieber eine Weltreise machen?», «Was mache ich, wenn das Geld ausgegeben ist und es wächst kein neues nach?» oder «Was muss ich ab jetzt selber zahlen? Meine Krankenkasse, meine Steuern, mein SBB-Abo?». Mein Umgang mit Geld hat sich grundsätzlich nicht geändert, auch jetzt tätige ich grosse Investitionen nicht leichtfertig und gehe sehr verantwortungsvoll mit meinen Finanzen um. Allerdings fällt es mir heutzutage wesentlich leichter, Geld auszugeben, da es nicht mehr der Verdienst meiner Eltern, sondern mein eigener ist.



Wie viel kostet mich mein Kind?

Text Sabine Wolf

Kinder sind Luxus und wir leisten uns diesen Luxus gleich dreimal! Natürlich denkt man, bevor man Kinder bekommt, nicht in erster Linie daran, wie viel der Nachwuchs kostet, sondern wie viel Glück und Freude so ein kleines Wesen bereitet. So war es auch, als wir vor 20 Jahren unser erstes Kind in den Armen hielten. Am Anfang braucht ein Baby vor allem viel Liebe, Zeit und Geduld, das kostet fast nichts. Doch so wie die Kinder gedeihen, wachsen auch deren Ansprüche. Zu den normalen Ausgaben für den Alltag kommen noch Kosten für Hobbys, Freizeitvergnügen und Extrawünsche. Die Schulzeit kostet in den ersten sechs Jahren kaum etwas, die Gemeinde übernimmt die Kosten für die Bildung. Doch die Situation ändert sich schlagartig, wenn die Kinder ans Gymnasium gehen. Wir haben drei intelligente Kinder, die alle die Aufnahmeprüfung ins Gymnasium und ebenso die Probezeit bestanden haben. Der Matura steht also fast nichts mehr im Weg. Hätten wir unsere Kinder in die Sekundarschule geschickt, wäre vom Bleistift über die Hefte bis zum Schulbuch alles bezahlt worden. Anders am Gymnasium: Hier bezahlen wir alles selber. Obwohl Bildung für die Gesellschaft wichtig ist, werden wir zünftig zur Kasse gebeten. Wir schauen über diesen Widerspruch hinweg, denn das Wohl der Kinder steht für uns an erster Stelle. Unsere drei Kinder sind am Gymnasium aufgeblüht, sie gehen gerne zur Schule und geniessen eine umfassende Bildung. Wir Eltern sind aber auch in einer privilegierten Situation. Wir sind zwar nicht vermögend, doch zu zweit verdienen wir genug, um gut zu leben. Unsere Kinder sind nicht anspruchsvoll und können Einschränkungen akzeptieren. Den Laptop, das Handy, die Skiausrüstung und das Bike gibt es nicht einfach so. Das sind Weihnachts- oder Geburtstagsgeschenke, die von mehreren Verwandten finanziert werden, die Kinder müssen dafür sparen. Unsere Kinder haben noch nicht so viel von der Welt gesehen, dafür kennen sie sich im Wald und in den Bergen aus. Keines der drei hat sich je darüber beschwert. Das ist ein Privileg, für das wir dankbar sein können. Kürzlich war für unseren Jüngsten das Austauschjahr ein Thema. Er wollte sechs bis zwölf Monate in England oder Skandinavien verbringen. Die Kosten sind enorm und allenfalls wäre ja auch die Schulzeit noch ein Jahr

länger geworden. Wir haben ihm gesagt, dass er den Austausch zwar machen kann, er sich aber im Klaren darüber sein muss, dass es für den Rest der Familie bedeutet, auf jegliche Ferienreisen verzichten zu müssen. Er hat darüber nachgedacht und sich gegen das Austauschjahr entschieden. Nach der Matura kann er, wie schon sein Bruder, ein Praktikum im Ausland absolvieren und so sein Fernweh stillen. Kein Thema sind für uns die Exkursionen, Schulreisen ins Ausland, Theater- und Konzertbesuche. Auch die dreiwöchige Reise nach Irland (alle unsere Kinder haben das altsprachliche Profil mit Immersion Englisch gewählt) stürzt uns nicht in eine finanzielle Krise. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Kinder tatsächlich ein Luxus sind. Ohne Kinder könnten wir grössere Reisen unternehmen und müssten uns auch sonst weniger Gedanken über unsere Finanzen machen. Die Kinder sind uns aber jeden Franken wert, den wir für sie ausgeben, und wir haben nie bereut, dass wir uns für diesen Luxus entschieden haben.

Kosten in CHF für 1 Kind/Jahr	
Schule inkl. ÖV:	1700
Taschengeld:	2160
Krankenkasse:	1500
Lebensunterhalt:	3500
Ferien/Hobbys:	4000
Total: 12860	

Frontlappen

Text Werner J. Egli

Wir Eltern investieren in die Zukunft unserer Kinder. Uns ist das wichtig. Damit in einer Zukunft, die wir selbst nicht kennen, die Kleine oder der Kleine mal was wird. Als ich vor vielen Jahren meinen Eltern sagte, ich würde gern Indianer werden, lachten sie sich fast kaputt. Als ich dann selbst merkte, dass es für Schweizer äusserst schwierig ist, Indianer zu werden, egal wohin sie sich die Feder stecken, sie werden eher zum Huhn als zum Indianer, und als es der Frontlappen in meinem Hirn endlich zulies, dieser Einsicht nachzugeben, wollte ich das Nächstbeste werden, nämlich Cowboy. Mein Vater drehte durch. «Du lernst einen anständigen Beruf!» Genau! Und was ist das denn, ein anständiger Beruf? Gibt es überhaupt unanständige Berufe? Ich wurde Positiv-Retoucheur in einem grafischen Atelier, damals ein berufliches Auslaufmodell, aber ich war gut mit Bleistift und Pinsel. Acht Stunden am Tag im Atelier, am Abend zwei Stunden freiwillig Kunstschule und in der Freizeit Lesen ohne Ende. Was die Schulen mir geben konnten, war mir nie genug. Weil ich nicht begriff, dass die Schule mir nicht nur Rechnen, Lesen und Schreiben und Wissen beibringt, sondern es sich jede Schulstunde aufs Neue zur Aufgabe macht, die Entwicklung meines Hirns und des dazugehörenden, damals bei mir noch unterentwickelten Frontlappens anzukurbeln. Und was hat das alles mit dem Geld meiner Eltern zu tun? Überhaupt nichts, ausser vielleicht, dass die Investition meiner Eltern in ihren Sohn gut angelegt war. Das ist übrigens bei Töchtern genauso. Jetzt sind nämlich wir dran. Zweifach. Unsere Tochter versucht an der KZN ihr Leben in irgendwelche geheimnisvolle Bahnen zu lenken, und unser Sohn macht eine Lehre und büffelt sich zur Berufsmatur. Das kostet uns zwar alles eine Stange Geld und erfordert von Vater und Mutter oft auch Nerven aus Drahtseilen und viel Verständnis für die Sorgen und Nöte pubertierender Teenager der Smartphone-Generation, aber genau genommen ist es tatsächlich «nur» eine Investition in die Zukunft und gleichzeitig für die Kids und uns ein Tanz auf dem Seil, der sich hoffentlich irgendwann für alle lohnen wird. Grafiker, wie es mein Vater wollte, bin ich zwar nicht geworden, aber es hat ihm – und meiner Mutter – immer viel Spass gemacht, meine Bücher zu lesen, einige davon auch über Indianer.





Eintauchen in die Bilderwelt der Banknoten

Interview Thomas Gisler (Bildnerisches Gestalten)

**Die Bilder zum Fokusthema «Geld»
in dieser Ausgabe sind inspiriert von
Tania Prills Bildband *MONEY*.**

***Nordpool* hat Tania Prill zu ihrem Projekt
interviewt. Sie ist visuelle Gestalterin
und Professorin für Typografie an der
Hochschule für Künste in Bremen.
Gemeinsam mit Alberto Viecei und
Sebastian Cremers gestaltete
und veröffentlichte sie 2015 den
Bildband *MONEY*.¹**

Wie ist die Idee für dieses Projekt entstanden?

Die Idee entstand auf einer Reise in den Iran 2004. Mir ist dort aufgefallen, dass die Bilder auf den Banknoten der Region ganz anders waren als die in Europa. In den Wechselstuben in Teheran, in denen ich meine Schweizer Banknoten in iranische Rial eintauschte, standen unzählige Kartons mit Noten der unterschiedlichsten Währungen herum. Ich fragte die Betreiber, ob ich die Kisten durchsehen könne, und habe dann zahlreiche Stunden meiner Iran-Reise damit verbracht, in alten Schuhkartons herumzuwühlen und dabei eine regelrechte Banknoten(-Bilder)-Sammel-Obsession entwickelt. Bis zur Fertigstellung des Buchs hat keine der Verkäuferinnen oder Verkäufer je verstanden, warum wir genau diese oder jene Note kaufen wollten. Denn manchmal waren die Banknoten monetär, auch für Sammler, wertlos.

Wie ist es zur Zusammenarbeit mit Alberto Viecei und Sebastian Cremers gekommen?

Alberto, Sebastian und ich waren jahrelang im Grafik-Design Studio Prill Viecei Cremers nicht nur damit beschäftigt, Aufträge zu realisieren, wir haben auch eigene Projekte entwickelt. Schnell war klar, dass wir gemeinsam mit den Bildern auf den Banknoten ein Buchprojekt entwickeln wollten. Uns hat interessiert, auf welche Art und Weise einem Stück Papier Wert aufgedruckt wird. Die Bilder auf den Banknoten sind allesamt Machtdarstellungen. Sie verkünden eine idealisierte und heile Welt. Das Material für das Buch haben wir über mehrere Jahre zusammengetragen. Gesucht haben wir im Freundeskreis, auf Flohmärkten, in speziellen Geschäften (Numismatik) und zuletzt haben wir Banknoten gezielt gesucht.

Nach welchen Kriterien habt ihr die Auswahl getroffen?

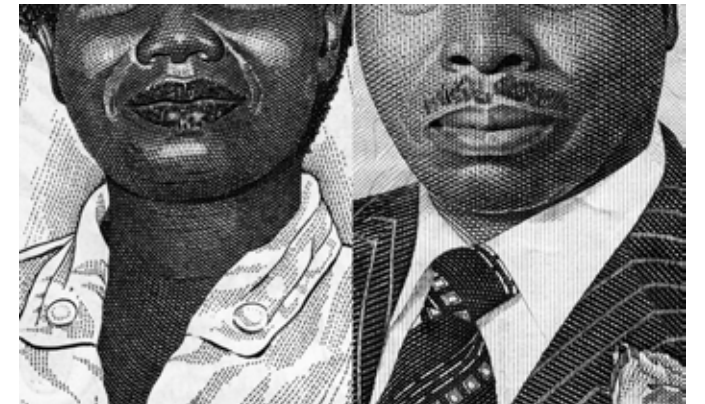
Um es in das Buch zu schaffen, musste eine Banknote ein interessantes Bild aufweisen, aber auch in die Dramaturgie des Ganzen passen. Dafür mussten die Bilder aber zuerst stark vergrößert werden, denn nur in der richtigen Vergrößerung konnten wir die Qualität beurteilen.

Wie seid ihr bei der technischen Bearbeitung des Bildmaterials vorgegangen?

Über die Jahre haben wir immer wieder Bildausschnitte neuer Noten eingescannt. Das war ein Fehler! Als Apple ein neues System und neue Geräte auf den Markt brachte, war unser Scanner nicht mehr kompatibel mit den neuen Geräten. Zwangsweise mussten wir einen neuen Scanner kaufen. Dieser brachte allerdings andere Scanergebnisse hervor und diese passten nicht zu den alten Scans. Sie waren damit obsolet. Vor der Produktion des Buchs haben wir alle Notenausschnitte erneut gescannt, anschliessend teilweise schwarz-weiss umgewandelt, und Alberto hat die Bildbearbeitung für den Druck übernommen.

Welches künstlerische Konzept habt ihr bei der Buchgestaltung verfolgt?

Das Konzept hat sich aus dem Material entwickelt, nicht umgekehrt.



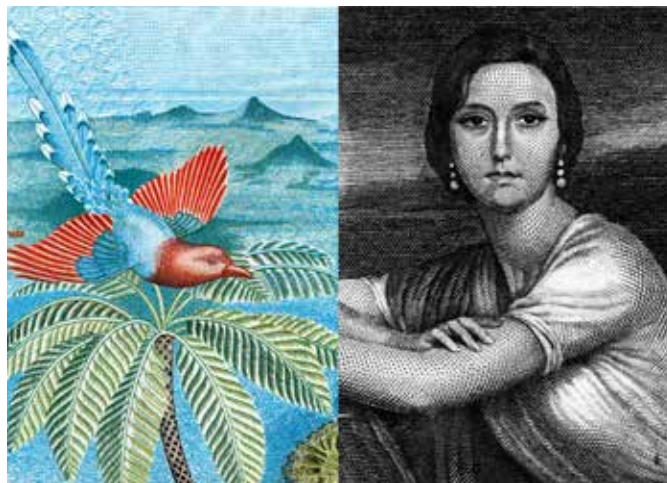
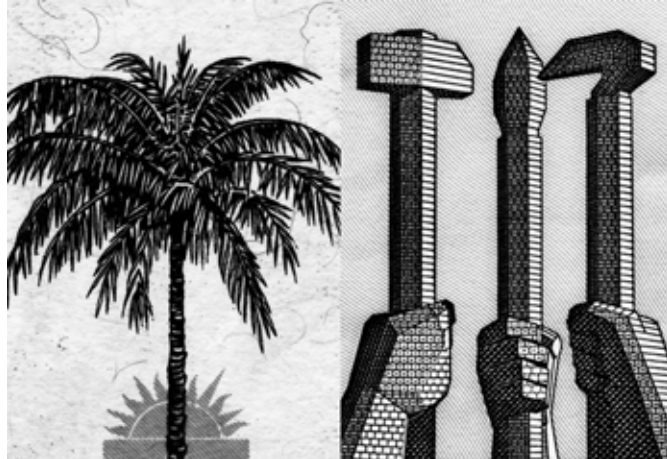
Warum habt ihr bewusst auf erklärende Texte, Bildlegenden oder auf ein Abbildungsverzeichnis verzichtet?

Wichtig war uns, dass die Konzentration auf der Ikonographie der Bilder liegt. Der Entstehungsprozess für das Buch war sehr lange; natürlich haben wir die Idee ab und zu Freunden, Freundinnen und Bekannten präsentiert. Uns fiel dabei auf, dass viele nur daran interessiert waren, woher welche Note stammt. Das war uns zu einseitig. Unser Ziel war es, den Blick auf die Bildwelten zu lenken. Manche vermissen eine Liste, andere finden die Reduktion gerade gut.

Banknoten zu reproduzieren, ist bekanntlich heikel und mit verschiedenen Auflagen verbunden:

Wie seid ihr damit umgegangen?

Heikel, verboten und strafbar. Die Schweizerische Nationalbank hat ein Merkblatt über die Reproduktion von Banknoten herausgegeben. Dort heisst es: «Wer solche Gegenstände (reproduzierte Banknoten) einführt, anbietet oder in Umlauf setzt, wird mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder Geldstrafe bestraft.» Wir haben für das Buch jedoch lediglich sehr starke Ausschnitte ver-



vielfältigt und niemand kann aus dem Buch eine Seite rausreissen und damit ein «Gipfeli» kaufen. Ausserdem wird das Buch als Kunstbuch vertrieben. Hier ist der Spielraum grösser.

Hat dies eine Rolle gespielt für die konkrete Gestaltung der Publikation?

Ja und nein. Uns haben wirklich nur die Bilder interessiert. Wir haben versucht alles, was den monetären Wert mit Zahlen oder Buchstaben darstellt, möglichst nicht zu zeigen. Wichtig war uns, durch die starke Ver-

grösserung und auch durch die schwarz-weisse Umwandlung den Blick darauf zu lenken, was bildhaft dargestellt wird.

Wie waren die Reaktionen auf die Publikation?

Es gab eine grosse Resonanz auf das Buch. Überrascht hat uns, dass so viele unterschiedliche Medien darüber ausführlich berichtet haben. In Deutschland beispielsweise die «Zeit», die «TAZ», die «FAZ», aber auch «Vogue», «Brandeins», das «Greenpeace Magazin», etc. Sogar in der Berliner U-Bahn wurde auf den Monitoren unser Buch vorgestellt. Mittlerweile ist es in der dritten Auflage erschienen. Die Auflagenhöhe liegt je Druck, gemäss der Richtlinien und Empfehlungen des Verlags Edition Patrick Frey, bei ca. 800 Exemplaren. Nicht geschätzt haben das Buch diejenigen, die nicht auf eine Liste der Herkunft der Noten verzichten konnten. Wir haben eine wütende Bemerkung eines Amazon-Käufers entdeckt, der *MONEY* nach dem Öffnen sofort in den Papierkorb warf, weil ihm die Liste fehlte. Auch darum ging es uns bei diesem Buch: Unsere Version in der Art zu realisieren, wie wir es wollten. Und ich gebe gern zu: Es allen Recht machen sieht anders aus.

1 Prill Viecele Cremers, *MONEY*, Edition Patrick Frey, Zürich 2015.

Alle Abbildungen auf den Seiten 18 bis 21 stammen aus dem besprochenen Bildband.



Fachschaft Bildnerisches Gestalten Zeichnen und «Gwunder»

Text Thomas Gisler (Bildnerisches Gestalten)

Liebes *Nordpool*-Magazin, herzlichen Dank für die Möglichkeit, uns hier vorstellen zu dürfen! Dass dies gleich mit deinem Auftritt im neuen Kleid zusammenfällt, ist ein schöner Zufall: Das erste Mal zeigt sich dein Innenleben nun in Farbe, was uns als BILDexpertinnen und -experten natürlich in die Karten spielt; und ins kantonale Löwengebrüll stimmen wir gerne mit ein, in voller Titel-Lautstärke, 36-Punkt-Helvetica Black!

Nach Inspiration suchend haben wir uns unter anderem durch einige deiner älteren Ausgaben geblättert: Sollten wir uns – wie etwa die Sportlehrerinnen und Sportlehrer (vgl. *Nordpool* Nr. 7, September 2016) – in persönlichen Portraits präsentieren? Oder gilt es, der Idee der Fachschaft Französisch zu folgen und Statements von Schülerinnen und Schülern einzuholen? (Nr. 10, März 2018) Oder möchten wir auch wie die Physikerinnen und Physiker ein herausforderndes Quiz-Angebot vorlegen? (Nr. 11, September 2018)

Nun, wir haben entschieden, die Rubrik in erster Linie *visuell* zu bespielen. Diese Briefzeilen an dich sind demnach nur der Auftakt zu einem Bilderreigen, der von Archivräumen im Kellergeschoss (S. 24/25) bis in unsere Fachzimmer im vierten Stock, vom einfachen Bleistiftstrich bis hin zu dichten Farbmassen (S. 34/35) führt. Wir möchten deine Doppelseiten als Ausstellungswand für Arbeiten unserer Schülerinnen und Schüler nutzen¹; möchten mit dem Aufschlagen der Magazineiten gleichsam Fenster öffnen, die Einblicke in unseren Unterricht² und unsere Schulräume³ ermöglichen. Wir möchten die Papierflächen aber auch als Bühne für eine typografische Vorstellungsrunde⁴ verstehen und uns in deinem Blattraum als gesamte Fachschaft inszenieren⁵. In einer dichten Abfolge sollen die Bildseiten die Fülle und Buntheit unseres Faches zum Ausdruck bringen und deine Leserinnen und Leser beim Weiterblättern überraschen. Denn die *visuelle* Lektüre erfordert eine

andere Art des Eintauchens und andere Rhythmen der Aneignung. Was im Bild simultan auf einen Blick erscheint, will entdeckt und nachvollzogen, vielleicht in Beziehung gesetzt oder einfach bewundert werden; möglicherweise irritiert es, wirft Fragen auf, fordert heraus, fasziniert und weckt Neugierde. Dies sind ganz knapp formuliert einige Anliegen, die wir mit Bildarbeit und Bildkompetenz – in Produktion und Rezeption – und somit mit unserem Fach verbinden, und die auch unsere Schülerinnen und Schüler zu schätzen wissen.

Zeichnen hiess unser Fach zu einer Zeit, als es dich als *Nordpool*-Magazin noch gar nicht gab. In einer Zeit, in der ein Bleistift noch ein Bleistift war (aber bereits tausend Möglichkeiten der Verwendung bot). Eine Zeit, in der wir an der «Kunschi» die Zeichenlehrerklasse besuchten und noch nicht *Art Education* an der Hochschule der Künste studierten und noch keine «performativen Strategien zeitgenössischer Kunst im didaktischen Kontext an Mittelschulen» zu integrieren versuchten. *Bildnerisches Gestalten*, kurz BG, ist unterdessen als Fachbezeichnung etabliert und muss selbst in Unterstufenklassen nicht mehr erklärt werden, seitdem ihn die Primarschulen, zumindest begrifflich, übernommen haben. Die Omnipräsenz des Visuellen – das muss ich dir als Printmedium, das in steter Konkurrenz zu den digitalen (Massen-) Medien steht, nicht erklären – führt zudem dazu, dass der Bildbegriff zunehmend breiter und vielfältiger verstanden und unser Fachverständnis neu gedacht werden muss.

BG – das war früher, zu Zeiten des *Zeichnens*, in gewissen Schulen die Bibel-Gruppe. Diese Verwechslung geschieht unterdessen nicht mehr: Statt um Zeichnen und Wunder geht es bei uns ums Zeichnen und «Gwunder». Um einen «Gwunder», den wir dank deiner Anfrage, liebes *Nordpool*-Magazin, hiermit hoffentlich auch bei möglichst vielen Leserinnen und Lesern geweckt haben!

Mit besten Grüssen

Deine Fachschaft BG der Kantonsschule Zürich Nord

1 Ausstellungswand: Seiten 28 und 29
Die zu einem grossen Bildteppich verwobenen Arbeiten stammen von Schülerinnen und Schülern aus verschiedenen Klassen und Jahresstufen des aktuellen Schuljahres.

2 Arbeitstisch: Seiten 30 und 31
Malen, modellieren, collagieren: exemplarische Arbeitssituationen aus dem BG-Unterricht.

3 Blickfang: Seiten 32 und 33
Ein visueller Streifzug durch die neun BG-Fachzimmer:
Jedes BG-Fachzimmer hat seinen speziellen Charakter; mit der Fotokamera haben wir den Fokus auf achtlos Vorgefundenes und sorgsam Angeordnetes gerichtet.

4 Lieblingswerkzeug: Seiten 26 und 27
Jede Lehrperson für Bildnerisches Gestalten hat mit einem «Lieblings»-Werkzeug ihren Namen geschrieben und fotografiert.

5 Portrait: Seiten 24 und 25
Kantiges Licht und weiche Formen – ein Gegensatz, an dem sich bildnerisches Forschen immer wieder entzündet.
Unter betonschwerer Decke im Untergrund der KZN schwebt die Hightech-Wolke aus Bildschirmen mitsamt der BG-Fachschaft.

Was ist für Sie besonders wertvoll am BG-Unterricht?

Ausgewählte Statements von Schülerinnen und Schülern aus den Klassen K3c, M3g und F5cK.

Ich kann kreativ sein und mich bis ins Unendliche verbessern!

Ich schätze besonders, dass ich meinen eigenen Interessen und Vorstellungen nachgehen kann und ich dadurch eine gewisse Freiheit erhalte.

Besonders wertvoll am BG-Unterricht finde ich, dass wir die Möglichkeit haben zu lernen, die Dinge aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten.

Schnelles Skizzieren und schönes Zeichnen zu lernen, vielleicht auch Gefühle durch Bilder darzustellen.

Das genaue Beobachten ist wichtig fürs ganze Leben.

Ich finde es gut, dass man im BG vor Herausforderungen gestellt wird, die man bewältigen muss.

Es bringt Farbe in den monotonen Schulalltag.

Besonders wertvoll am BG-Unterricht ist die Vielfältigkeit der Stile, mit welchen wir beschäftigt waren.

Die Zeit, neue Techniken zu finden, und sich zu verbessern. Sich selbst zu übertreffen und den

Erfolg im Nachhinein zu bestaunen. Die Betrachtung von Dingen, Farben, Formen hat sich bei mir verändert; dies zeigt sich auch generell bei der Betrachtung von Situationen oder Umständen.

Wertvoll ist, dass man sich relativ frei und unbeschränkt äussern kann.

Am BG-Unterricht ist mir wertvoll, dass der Unterricht gut und abwechslungsreich gestaltet ist. Im BG-Unterricht sollte man sich Mühe geben und die anderen nicht auslachen.

Am BG-Unterricht gefällt mir, dass ich Freiraum bei der Gestaltung meiner Werke habe. Mir gefällt es, dass wir eine gute Zeit zusammen haben, auch wenn wir manchmal zu viel reden.

Das Fördern der Individualität ist für mich einer der wichtigsten Faktoren im BG. Dazu gehören auch offene Aufträge mit vielen möglichen Wegen zur Ausführung.

Die Spannweite von Kunst wird sehr gut dargelegt und man erhält einen Einblick in viele Richtungen.

Am BG-Unterricht finde ich sehr wertvoll, seine Kreativität ausleben zu können und eine Abwechslung zu den sehr theoretisch ausgelegten Fächern zu haben.

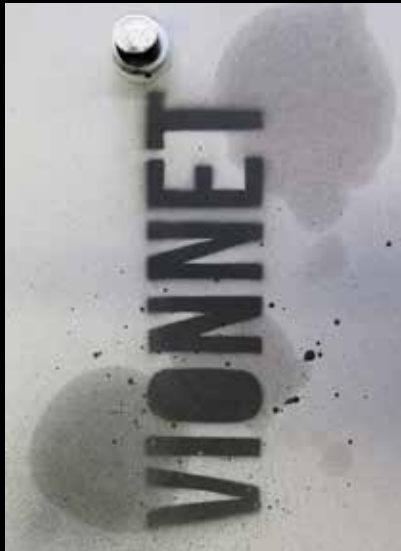
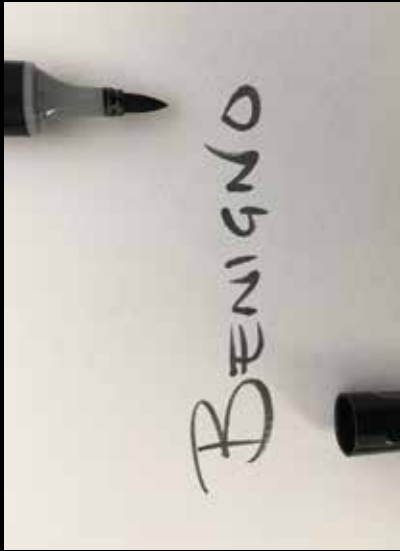
Ich schätze auch die Geduld der Lehrpersonen sehr, und dass sie uns immer helfen und Tipps geben.

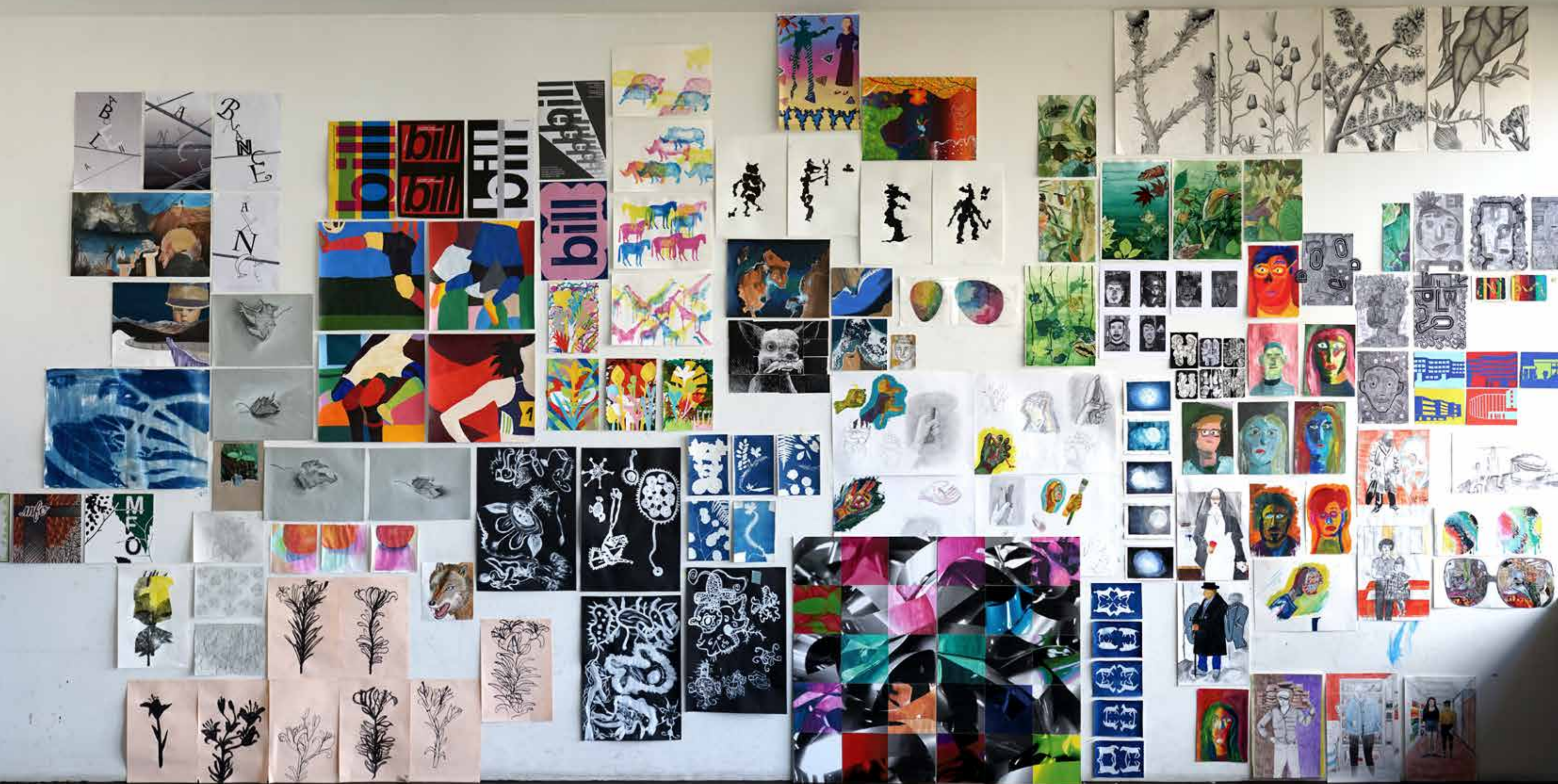
Ich finde es auch toll, dass wir lernen, Dinge in Bildern zu sehen, die wir vorher nicht bemerkt hätten.

Mir gefällt die Lockerheit und dass man genug Zeit für seine Arbeiten hat.

Immer wieder neue Kunstarten entdecken und sie selbst ausprobieren.











301



304



308



451



452



453



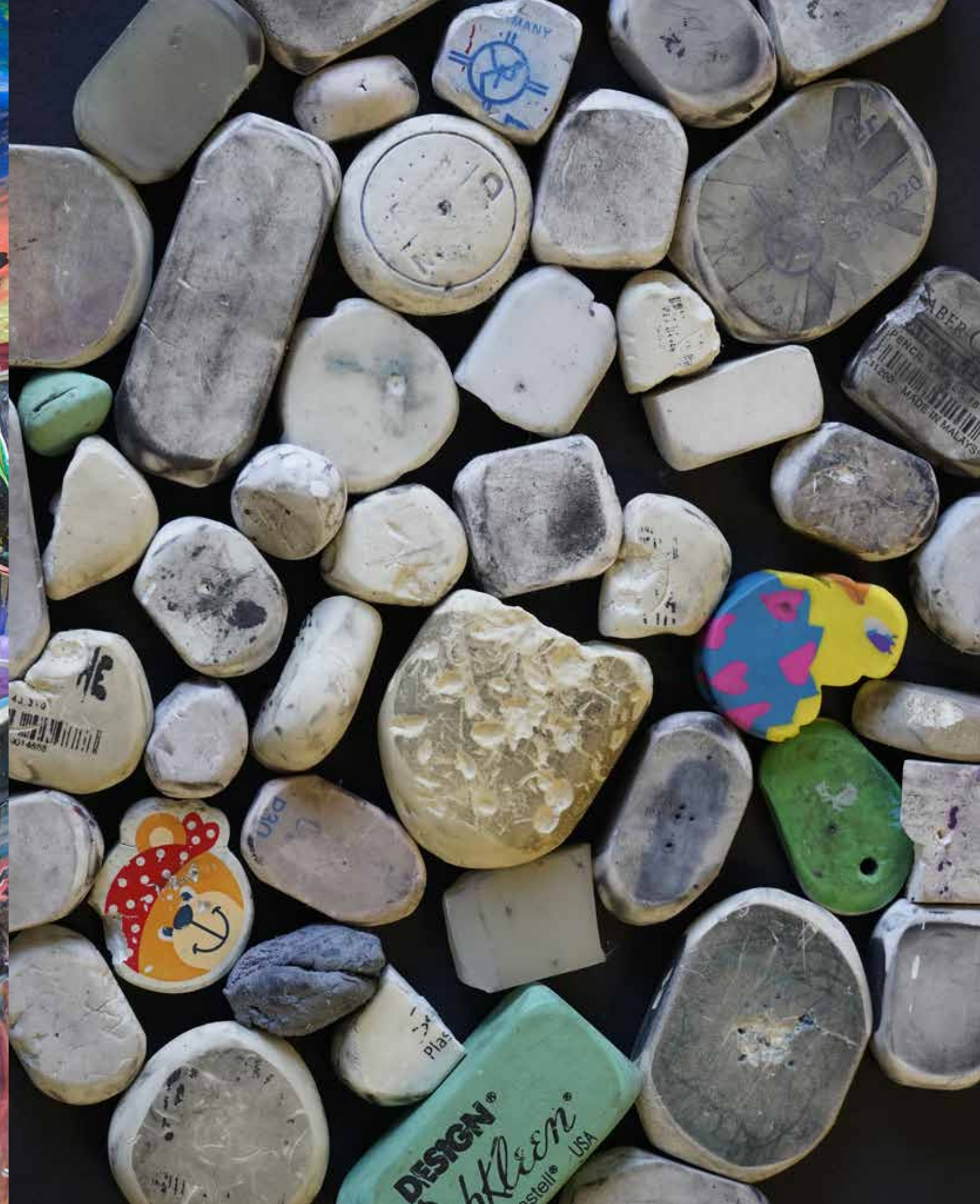
456



457



458



Yoga an der KZN

Text Verena Fischer (Tanz und Sport)

Bilder www.mobilesport.ch

Yoga und Meditation ist an der KZN ein beliebtes Freifach. Hier wird nicht nur konzentriert geübt und Neues ausprobiert, sondern auch gelacht, gelegentlich gestöhnt und lamentiert und am Schluss zu ruhigen Musikklingen oder in Stille meditiert. In einer spannenden Maturarbeit¹ wurde die Frage behandelt, was Yoga denn sei – die neue Medizin unseres Jahrhunderts, eine Philosophie, eine Religion, ein Lifestyle oder einfach ein boomender Fitnesstrend, der die westliche Welt mit grosser Geschwindigkeit erobert? Die Vermutung lautet: Yoga bietet von fast allem und für fast alle etwas, und ist gerade deshalb für sehr viele Menschen attraktiv – so attraktiv, dass Yoga im Begriff ist, sich zu einer der meist ausgeübten Bewegungsarten und angestrebten Lebenshaltungen zu entwickeln.



Die moderne Yogapraxis basiert auf jahrtausendealten indischen spirituellen Yogalehren verschiedener Richtungen, welche seit Beginn, vor allem aber seit Mitte des 20. Jahrhunderts, den Weg über Amerika nach Europa gefunden haben und heute eine enorme weltweite Verbreitung erleben: Elemente der alten Yogalehren werden in einer ganzheitlichen Übungspraxis mit dem westlichen Fitnessgedanken verbunden. Mit Körperhaltungen, im Sanskrit als *Asanas* bezeichnet, werden vor allem Kraft, Beweglichkeit und Koordination geübt, mit einer Tiefenentspannung am Schluss erreichen Körper und Geist ein Gleichgewicht, innere Ruhe und Konzentration. Die Atmung bildet dabei die Verbindung von Körper und Geist, der Rhythmus des Ein- und Ausatmens koordiniert die Bewegungsabläufe.

Wie bereits früher auch ist die Entwicklung der verschiedenen Yogalehren heute in ständigem Fluss und es entstehen zahlreiche Stilrichtungen. Wenigen ist dabei bewusst, dass *Asanas*, *Pranayamas* (Atemübungen) und weitere Yogapraktiken wie *Mudras* (Handgesten) oder *Mantras* (Gesänge) in erster Linie praktiziert wurden, um Körper und Geist, und hier vor allem das Nervensystem, optimal für die geistige Aktivität der Meditation vorzubereiten. Diese hatte zum Ziel, einen höheren Bewusstseinszustand zu erreichen und Körper, Geist und Seele in Einklang zu bringen. Die Seele – im Sanskrit als *Atman* bezeichnet (mit indogermanischer Wurzel für das Wort Atem) – kann dabei als Bewusstsein, Energie oder Quelle sowohl jedes individuellen Seins wie auch des Universums verstanden werden. Vereinfacht



formuliert kann der Begriff «Yoga» als Vereinigung, Integration oder Einswerden von Körper und Geist mit der Seele bezeichnet werden.

Die Yogapositionen, die fließenden Bewegungsabläufe und Atemtechniken werden dem Können der Schülerinnen und Schüler angepasst, sodass sich diese Praxis für Geübte wie Ungeübte eignet. So finden sowohl Spitzenathletinnen und -athleten als auch Popstars, Manager oder Studierende im Yoga eine herausfordernde ganzheitliche Übungspraxis.

Die Atmung steht immer im Zentrum: Jede Bewegung beginnt und endet mit einem Ein- oder Ausatmen.

Nach Erkenntnissen der modernen Sportmedizin hat der dadurch erreichte achtsame, meditative Charakter des Übens einen positiven Einfluss auf das Organsystem und die Energiezentren des Körpers. Zum Beispiel kann das Stressmanagement effektiv unterstützt und die Konzentrationsfähigkeit gefördert werden. Ebenso gilt der positive Einfluss auf das Entwickeln der neurophysiologischen Vernetzungen im Gehirn und damit auf die Förderung der kognitiven Fähigkeiten als erwiesen. So ist Yoga und Meditation in vielen Schulen im Ausland integrierter Bestandteil des Unterrichtsangebotes und als Teil der Gesundheitsförderung allen Schulangehörigen zugänglich.²

Eine der bekanntesten Yoga-Übungsfolgen ist der traditionelle Sonnengruss (*Surya Namaskar*). Es handelt sich dabei um einen dynamischen Bewegungsablauf von zwölf Positionen, welcher sich zum Tagesanfang oder zu Beginn einer körperlichen Aktivität bestens eig-

net. Mit Variationen praktiziert, ergibt sich daraus ein breitgefächertes ganzheitliches Körpertraining, dessen Schwerpunkt, je nach Tagesform oder Übungsziel, unterschiedlich gelegt werden kann. Ziel jeder Yogapraxis ist aber immer, möglichst breit zu üben – aktivierend, kräftigend, dehnend und entspannend.

Die Yogastunde endet mit einer Tiefenentspannung, die ein zufriedenes Körpergefühl, einen gelassenen Geist und ein inneres Gleichgewicht hinterlässt.

So zeigt sich bei regelmässiger Yogapraxis der Gewinn nicht nur in einer verbesserten Körperhaltung, mehr Beweglichkeit und Kraft, sondern auch im achtsamen Umgang mit sich, den Mitmenschen und der Umwelt. Die gestärkte innere Stabilität, die erhöhte Konzentrationsfähigkeit und fokussierte Aufmerksamkeit bilden beste Voraussetzungen zum Lernen, für Kreativität und für das Bewältigen von Prüfungssituationen.

¹ Carina Villiger, Fachmaturitätsarbeit 2018, «Wird Yoga zur neuen Medizin des 21. Jahrhunderts?»

² Wissenschaftliche Studien, Yoga für Kinder und Jugendliche: <https://wiki.yoga-vidya.de>

Rerum coelestium scientia: Isabelle Franzen verbindet in ihrer mehrfach ausgezeichneten Maturarbeit ihre Passionen für das Latein und die Astrophysik

Text Rahel Reich Schwitter (Latein und Englisch)



Das im Text beschriebene Planetarium
Foto: Rijksmuseum Boerhaave, Leiden NL.

Im Februar 2018 präsentierte Isabelle Franzen ihre Maturarbeit mit dem Titel «Rerum coelestium scientia: Das Himmelsbild von Christiaan Huygens aus dem 17. Jahrhundert» an der KZN. Vorangegangen war ein intensiver Arbeitsprozess, in dem Isabelle ihre profunde Kenntnis der lateinischen Sprache ebenso unter Beweis stellte wie ihr Interesse an der Astrophysik. Isabelle arbeitete sich in minuziöser Arbeit durch einen bisher kaum erforschten lateinischen Text des Physikers Christiaan Huygens und übertrug diesen nicht nur in die deutsche Sprache, sondern versah ihn auch mit einem inhaltlichen Kommentar. Diese aufwändige und beeindruckende Arbeit wurde zu Recht mehrfach ausgezeichnet: Isabelle erhielt nicht nur eine Auszeichnung an der KZN, sie konnte

ihre Arbeit auch an der kantonalen Ausstellung präsentieren, wurde zum Wettbewerb von Schweizer Jugend forscht eingeladen und erhielt bei zwei weiteren Preisausschreiben den ersten Preis: das Praemium Turicense des Vereins der Freunde der alten Sprachen (FAS) sowie den Joseph-Deltz-Preis des Klassisch-Philologischen Seminars der Universität Basel. Im Folgenden gibt sie einen Einblick in ihre faszinierende Arbeit.

Text Isabelle Franzen

Von Beginn an war für mich klar, dass ich meine Maturarbeit im Fach Latein oder Physik schreiben wollte. Als ich im Landesmuseum auf lateinische Texte der Renaissance stiess, die physikalische Experimente beschreiben, beschloss ich, einen solchen lateinischen Text zu übersetzen, das darin beschriebene Experiment zu erklären und damit die beiden Fächer zu verbinden.

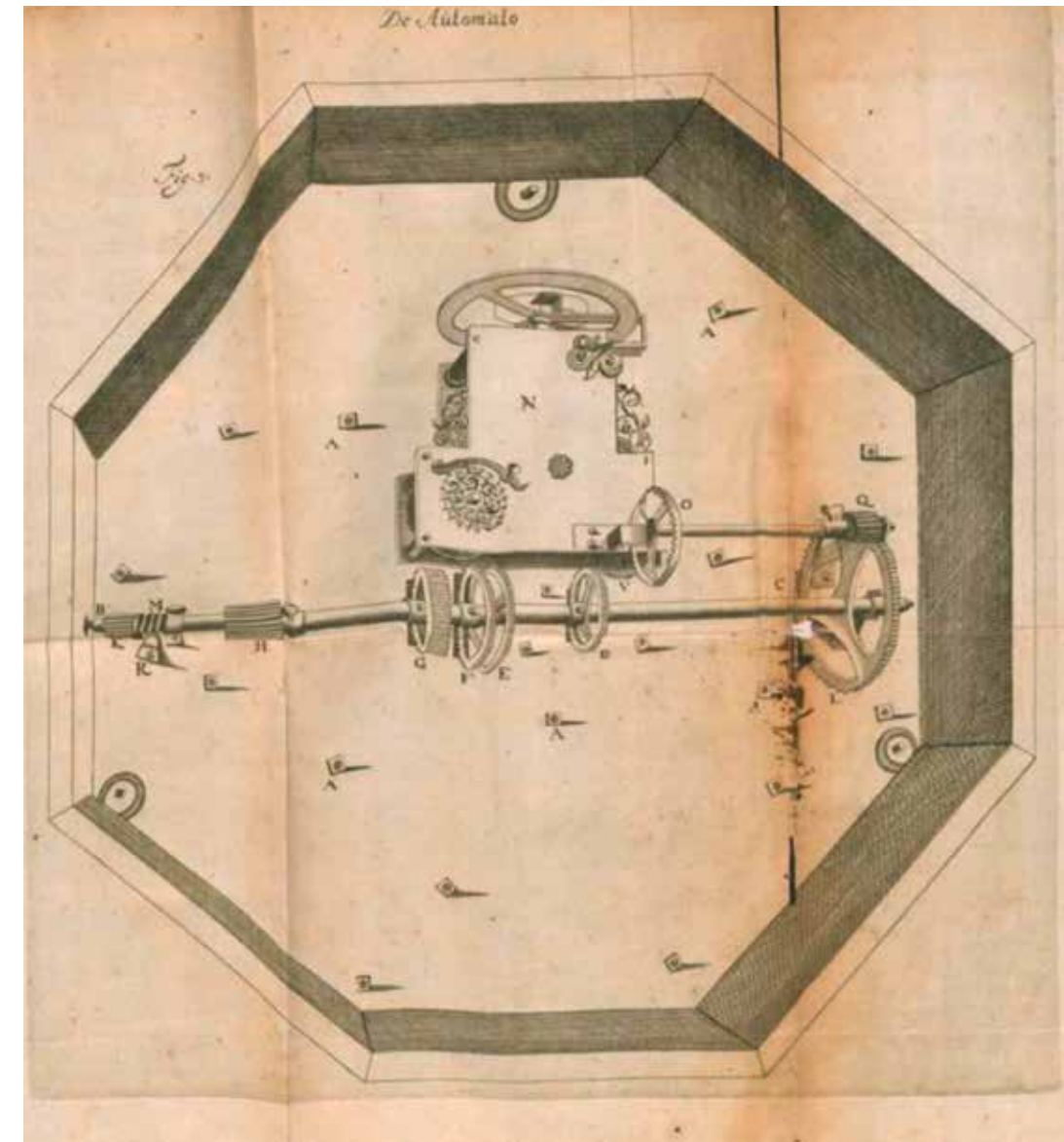
Nach intensivem Suchen stiess ich auf den Text «Descriptio Automati Planetarii» des niederländischen Naturwissenschaftlers Christiaan Huygens. Der dreissigseitige Text beschreibt den Bau eines von Huygens selbst konstruierten Planetariums und die Theorie der Himmelsmechanik. Zu meinem Erstaunen war der Text bis dahin weitestgehend unerforscht.

In einem ersten Schritt beschäftigte ich mich eingehend mit der Biographie Huygens' und vor allem der Wissenschaftsgeschichte des 17. Jahrhunderts. Um Christiaan Huygens' Bedeutung in der Geschichte der Naturwissenschaften würdigen zu können, analysierte ich seine Arbeit vor dem historischen Kontext der «Scientific Revolution». Dieser Begriff steht für eine Zeitperiode, in der Forscher ihre Arbeitsweise fundamental änderten. Grundlegend waren die aufkommende Experimentiermethode des Empirismus und die Ablösung von der Kirche und ihren Weltanschauungen.

Der Kern meines Arbeitsprozesses war es, den lateinischen Originaltext erstmals ins Deutsche zu übertragen und die beschriebenen mathematischen Aufgaben und physikalischen Abläufe der Astronomie mit Hilfe eines Kommentars verständlich darzulegen. Das Ziel der Konstruktion des Planetariums ist es, die Planetenkonstellationen abzubilden. Dazu konstruiert Huygens ein Gehäuse mit Hohlraum, der durch eine eingebaute Uhr und verbundenen Zahnräder wie auch Achsen ergänzt ist. Die automatische Uhr ist der Kern aller Bewegungen, welche für die einzelnen Planeten in individuelle Umdrehungen um die Sonne übersetzt werden. Die genauen Abläufe werden mit Huygens Skizzen des Planetarium-Innenraums nachvollziehbar.

Den Abschluss meiner Arbeit bildet ein Ausblick in die moderne Astronomie. Ich habe mich in diesem Teil mit dem modernen Wissensstand zur Struktur unseres Sonnensystems beschäftigt. Dabei kommt auch die Theorie zu einem mathematisch berechneten neunten Planeten zur Sprache.

Die intensive Arbeit mit Huygens' Text ermöglichte es mir, in seine Welt und sein Verständnis über die Himmelsmechanik einzutauchen und meine Begeisterung für das Latein und die Astrophysik auszuleben. Dies führte mich zur Entscheidung, im kommenden Herbst an der ETH mit dem Physikstudium zu beginnen.



Die einzige Ausgabe des bisher unübersetzten lateinischen Textes ist ein Druck aus dem Jahre 1703
Fotos aus dem Digitalisat der
ETH-Bibliothek, Zürich, S.431 und S.507

Rätsel

Die zwei Kinogutscheine für das letzte Rätsel hat gewonnen: Pierre Loertscher, AN6b – Gratulation! Vielleicht darf Pierre schon bald einen Matura-Abschluss mit einem Kinobesuch feiern? Wir drücken die Daumen. Wer das nächste Mal sein Portemonnaie verliert, kann vielleicht das neue Lösungswort in der Shoutbox der KZN einsetzen, denn es findet sich tatsächlich offiziell im Duden, wenn auch unter der Kategorie «salopp, scherzhaft». Lösungen sende man bis Ende Semester an nordpool@kzn.ch.

Waagrecht

1. Den neuesten Schrei an der KZN findet man an dieser Stelle im Intranet. | 5. Dieser -ismus forderte letzten März eine Bildung ohne Sexismus. | 6. Erziehungsbe-rechtigtensoirée. | 7. Fast ein Bass. | 8. Es lebe der Sport! Welches Turnge-rät sieht man hier? (Bild 2) | 9. Kulinarischer Kinderklassi-ker, Kurzform. | 12. Es lebe der Sport! Welches Turngerät sieht man hier? (Bild 1) | 14. Die vierte Landessprache sagt «Hallo». | 16. Es lebe der Sport! Welche Sportart sieht man hier? (Bild 3) | 18. Dieses Schulleiterinnenkür-zel fehlt in keinem Whiskey. | 19. Längster Fluss Europas. | 20. Perfekte Hülsenfrucht für eine Gigelisuppe. | 22. Die-ser Pannenzughersteller sorgt bei der SBB nicht gerade für Bombenstimmung. | 23. Versetzt, wortwörtlich und ohne Glauben, Berge – frag deine Geografielehrperson!

Senkrecht

2. So wird man als Molekül Elektronen los. | 3. Wand-tafel, farbinvertiert und anglifiziert. | 4. Bundesrätin, ob-schon frischgebacken, nicht im Ofen. | 7. Es lebe der Sport! Welche Sportart siehst du hier? (Bild 4) | 8. Be-waffnetes Sternzeichen. | 10. Schlafgewand. | 11. Dieses österreicheische Dessert gibt's in der KZN-Mensa auch als Hauptgang. | 13. Passt sowohl aufs Auge wie auch in die Deutschlektion. | 15. Wenn ein Parallelogramm auf gleichlange Seiten macht. | 17. Die KZN heisst in dieser Sprache *Jimaciyam juric vatakkil*. | 21. Ungarische Zau-berkunst und Zürcher Filmkunst in einem.



1



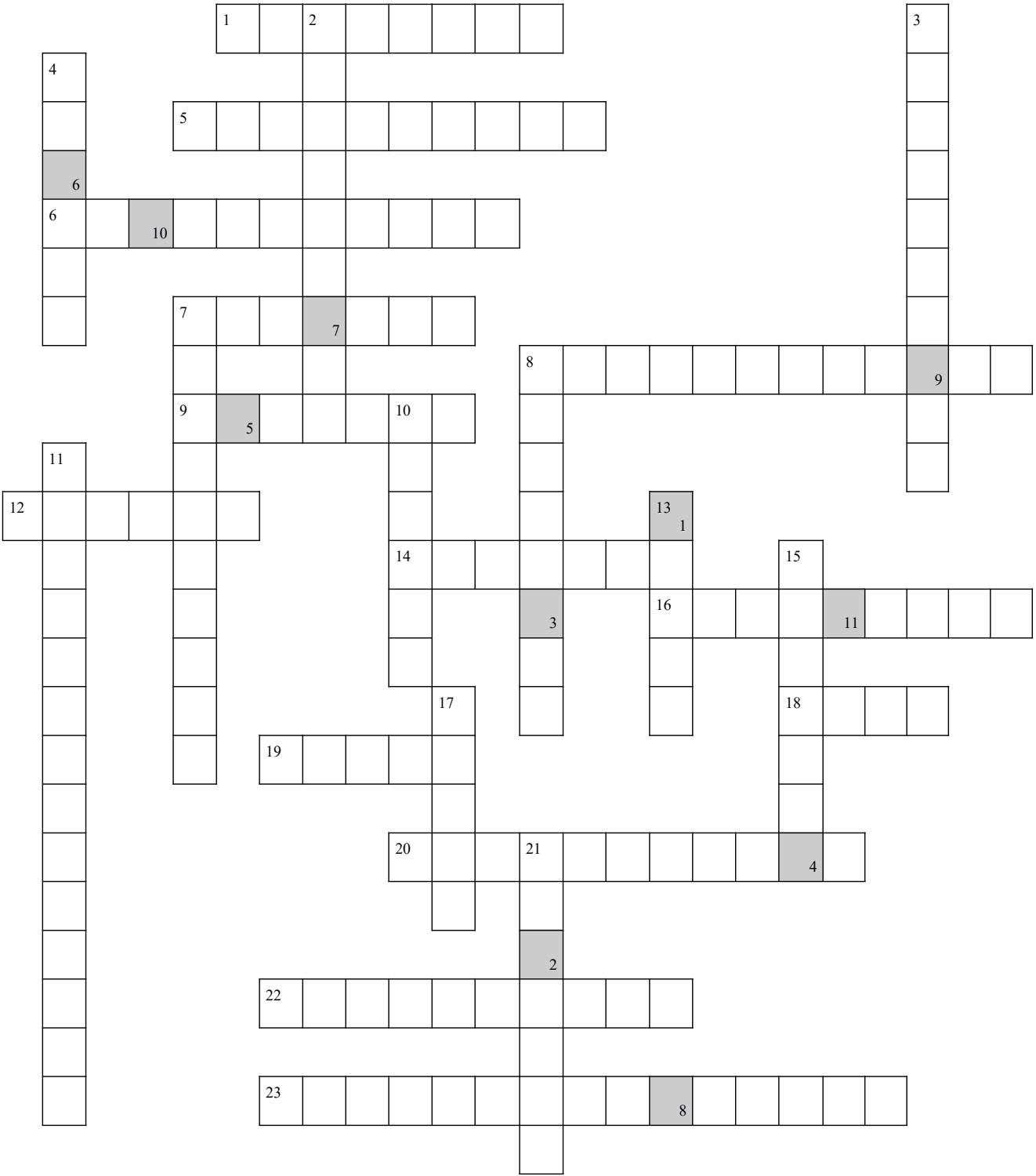
2



3



4



1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----

Das Freifachangebot der KZN umfasst neben «Klassikern» wie Sprach-, Sport- und Musikkursen auch Angebote wie «Film und Philosophie», «Malatelier» oder «Interkulturelles Kochen» (Beispiele aus den aktuellen Ausschreibungen). Wir wollten von Lehrpersonen, Schülerinnen und Schülern einiger derzeit laufender Freifächer wissen, was den persönlichen Ausschlag gegeben hat, das Freifach anzubieten beziehungsweise zu besuchen.

Schülerinnen und Schüler des Freifachs Kreatives Schreiben
Bild Christian Suter (Englisch)



Freifach Kreatives Schreiben

unterrichtet von Christa Haeseli (Deutsch) und Michael Pfister (Deutsch und Philosophie)

Schreiben, das kann jeder

Text Carmen Marti, ehemals A6a

Schreiben, das kann jeder. Aber *kreativ* schreiben ... das kann auch jede. Und genau deshalb ist dieses Freifach auch passend für alle, die einfach gerne kreativ schreiben. Ich persönlich habe mich dafür entschieden, weil ich schon immer einmal einen Roman schreiben wollte, und genau das habe ich im Rahmen dieses Freifaches auch gemacht. Ich schätzte das Feedback der Lehrpersonen, aber besonders auch das meiner Mitschülerinnen und Mitschüler, die manchmal wirklich brutal ehrlich waren. Auch der eher kleine Rahmen des Faches hat mir sehr gut gefallen. Niemand kam zu kurz. Mein persönliches Highlight war der Poetry-Slam, den wir gemeinsam auf die Beine gestellt hatten. Es würde mich unglaublich freuen, so einen Poetry-Slam als Alumna mitzuerleben. Zu meiner Gymi-Zeit haben mir die Freifächer immer am besten gefallen. Und von allen Freifächern, die ich besucht habe, war das Kreative Schreiben mit Abstand mein liebstes.

Die SchriftstellerInnenschule

Text Michael Pfister (Deutsch und Philosophie)

In meinem ersten Semester als Gymi-Lehrer sprach ich mit einem älteren Kollegen über Möglichkeiten, im Deutschunterricht literarische Texte zu schreiben. Es sei schön, meinte er, wenn man ein entsprechendes Talent in der Klasse habe, aber die Schule sei sicher nicht der Ort, um Schriftstellerinnen und Schriftsteller auszubilden. Für die Meisten sei es wichtiger, sich einmal mit der Steuererklärung zu beschäftigen. Das mit der Steuererklärung höre ich manchmal auch von Schülerinnen und Schülern – oder zumindest den Wunsch, Bewerbungsbriege zu üben. Aber es gibt auch die anderen, die trotz Prüfungsdruck und Fächerfülle still und heimlich Gedichte schreiben, an einem grossen Roman arbeiten oder sich vielleicht sogar vornehmen, einmal am Schweizerischen Literaturinstitut in Biel zu studieren. Für sie gibt es seit etlichen Jahren das Freifach Kreatives Schreiben, das sich analog zu Theater-, Tanz- und Musikfreifächern als künstlerische Werkstatt versteht, in der

es für einmal nicht in erster Linie um Kommas und Orthographie geht, sondern um Stil, Spannung und Schönheit. Es tut gut, dabei zu sein, wenn beim *freien* Arbeiten ohne Notendruck überraschende und raffinierte Texte entstehen. Und zu sehen, mit welchem gegenseitigen Vertrauen Schreibende aus vier Jahrgangsstufen ihre individuellen Projekte kritisch miteinander besprechen.

Freifach Latein

Viele Wege führen nach Rom

Text Désirée Ludwig (Latein und Theater)

«Vielleicht ist das etwas, was zählt am Schluss. Vielleicht.» Das Streben nach dem Guten, Schönen und Wahren. – Im Hörsaal war es still. Es war der letzte Tag des Kurses, in dem Studierende, die keinen Lateinabschluss mitbringen, diesen in zwei Semestern an der Uni nachholen können. Den Kurs gibt es auch als Freifach an der KZN, in sieben Semestern, notabene. Spannend ist, dass sich hier Leute aus allen Profilen treffen. Auch die Motivation für den Kursbesuch ist unterschiedlich: aus pragmatischen Gründen (Stichwort Studienwahl), als Ausgleich oder aus der Neigung heraus, den Dingen auf den Grund zu gehen. – Auch ich war an diesem Tag im Hörsaal an der Uni. Der Dozent verabschiedete sich im Hoffen, das «platonische Feuer» in den Herzen der Kursteilnehmenden entfacht zu haben. Diese Hoffnung teile ich, da ich nun selber – wer hätte das gedacht – Lateinurse an der KZN gebe.

Latein – logisch!

Text Jetushan Jeyaruban, M6e

Latein ist eine logisch aufgebaute Sprache. Es braucht zwar viel Fleiss und Geduld, doch es lohnt sich. Ich lerne nämlich eine Kultur und eine Sprache kennen, die so nicht mehr existieren, aber heute noch in unterschiedlichen Ausprägungen vorhanden sind. So stammen beispielsweise sechzig Prozent aller englischen Wörter aus dem Latein. Auch das Vergnügen kommt nicht zu kurz: Es ergeben sich Möglichkeiten zur Teilnahme an Filmabenden und Exkursionen, z. B. nach Rom. Die geringe Anzahl an Kursteilnehmenden ist nicht negativ zu werten, denn die Lehrperson kann so gut auf persönliche Bedürfnisse eingehen und es herrscht stets eine lockere Atmosphäre. Dieser Kurs eignet sich meines Erachtens besonders gut für Geschichte- und Literaturfans.

Freifach Medien-Club

unterrichtet von Rafael Hug (Geschichte) und Michael Pfister (Deutsch und Philosophie)

Informiert an die Wahlurne

Text Cyril Szerencsits, M5g

Wie bin ich zum Freifach Medien-Club gekommen? Mit meinem 16. Geburtstag wurde ich in Österreich wahlberechtigt. Damals wusste ich allerdings nur gerade so viel über Politik, dass mir klar war: Uninformiert an die Wahlurne zu gehen, ist keine gute Idee. Die Schlussfolgerung: Ich musste mich informieren. Dabei kam mir das besagte Freifach sehr gelegen.

Über ein Jahr später befinde ich mich vor Beginn der Lektion im Zimmer 170. Das anstehende Thema: die Selbstbestimmungsinitiative. Ich diskutiere noch kurz mit meinem Banknachbarn über einen Artikel zu dem Thema, dann hören wir einen kleinen Einschub zum Ausflug in die *Arena*, eine Diskussionssendung im SRF. Anschliessend beginnt die Debatte. Die Stimmung ist trotz Meinungsverschiedenheiten entspannt, zwischen Argumenten und Antworten wird auch mal gelacht.

Was das Ganze bringt? Viel. Ich bin einerseits umfassender informiert und kann andererseits besser meine eigene Meinung vertreten.

Eifriger Medienkonsum im Medien-Club
Bild Martin Rüesch (Geschichte)



Ja oder Nein?

Text Michael Pfister (Deutsch und Philosophie)

«Wissen Sie», sagte die Maturandin, «es ist nicht so leicht, sich zwischen *Ja* und *Nein* zu entscheiden. Wenn ich Artikel zu einer Abstimmungsvorlage lese, glaube ich immer das, was ich zuletzt gelesen habe» Das ist etwa zehn Jahre her, wir waren im Rahmen des Freifachs Ethik (das übrigens am Samstagvormittag stattfand!) unterwegs zu einem Termin in einer Zürcher Privatbank und unterhielten uns im Tram über die Herausforderungen der politischen Partizipation.

Staatskunde und Medienkunde liefern die theoretischen Grundlagen für die staatsbürgerliche Betätigung. Aber oft fehlt es an der Praxis. Im Freifach suchen interessierte Schülerinnen und Schüler News-Artikel, Analysen, Reflexionen, Plädoyers, Parodien und Pamphlete, setzen sich gemeinsam kritisch damit auseinander, debattieren. Und dann verlassen wir das Schulzimmer, lernen Medienschaffende persönlich kennen: Auf der Redaktion des Online-Magazins *Republik* erklärt Constantin Seibt, was guten Journalismus ausmacht, indem er wortreich erzählt, wie er auf der Terrasse eines Ski-Restaurants das Herz einer jungen Frau erobern wollte. Judith Wittwer, die Chefredaktorin des Tages-Anzeigers, verteidigt sich gegen die Kritik von Schülerinnen an Bonusclick-Journalismus und Tamedia-Einheitsbrei. Im Schauspielhaus nehmen wir als Manager am Davoser *World Economic Forum* teil. Beim Abendessen nach der *Arena* verrät Jonas Projer drei Schülern ein paar Moderations-

tricks, und der grüne Nationalrat Balthasar Glättli erzählt von Deals und Absprachen hinter den Kulissen des Parlaments. So leben wir uns ein ins Gespräch über die öffentliche Sache und können hoffentlich bald leichter *Ja* oder *Nein* und vielleicht sogar Differenzierteres über Politik sagen.

Freifach Robotik

unterrichtet von Stefan Dangel und Christian Prim (Physik)

Handwerk

Text Stefan Dangel und Christian Prim (Physik)

Einen Physikkurs mit «handwerklicher» Komponente anzubieten, sei es mit Baukästen oder Dampfmaschinen, war bei uns schon lange vor dem Freifach Robotik ein Thema. Im Fall von Stefan Dangel reicht die Idee gewissermassen bis in die eigene Gymizeit zurück: Ein Kontrastprogramm sollte her zur schweren «Romanlektüre», wie er sie damals am Gymi erlebt hatte; ein Kurs, in dem es, Zitat, «auch mal etwas knallen darf». Die zündende Idee kam dann von einer Schülerin: Warum nicht ein Projekt mit Robotern, um den theoretischen Schulalltag mit praktischer Anwendung zu ergänzen? Das Freifach Robotik war geboren, und wir staunten nicht schlecht, als der Kurs von Jahr zu Jahr immer besser besucht wurde.

Rund 20 Schülerinnen und Schüler entwerfen und bauen heute ihre Roboter. Sie programmieren sie grafisch oder auch mit einer an C angelehnten Programmiersprache und lassen sie dann immer verrücktere Abenteuer bestehen (oder auch nicht). Zudem finden hin und wieder Wettbewerbe statt. Dabei messen sich die Jugendlichen gegenseitig oder treten auch als Team gegen externe Teams an. Wir freuen uns immer wieder auf Kursteilnehmende, die mit guten neuen Ideen für Abwechslung sorgen.

Berufliche Zukunft

Text Meltem Simsek, F5aG

Ich habe das Freifach Robotik gewählt, weil ich mich in Zukunft mit Robotern beschäftigen möchte. Ich hatte vorher praktisch nichts mit Robotern zu tun, habe auch nie etwas über das Programmieren gelernt, doch genau aus diesem Grund wollte ich es ausprobieren. Fasziniert haben mich auch die grossen Fortschritte der letzten

Jahre, was die Robotertechnik angeht – vom einfachen Staubsauger bis hin zur künstlichen Intelligenz: Roboter werden immer öfter gebraucht und stets weiterentwickelt. Ein Beruf in diesem Bereich würde mich sehr interessieren, deshalb möchte ich mich über Roboter so gut wie möglich informieren und herausfinden, was technisch alles möglich ist und was ich selbst mit ihnen machen kann. Im ersten Semester haben wir einen Roboter gebaut und ein Rennen veranstaltet, um zu sehen, welcher schneller und einfacher vorankommt. Momentan lerne ich das Programmieren mit Python, später möchte ich noch andere Programmiersprachen lernen. Mir macht der Kurs viel Spass und ich denke, ich werde das Freifach in Zukunft sicher wieder wählen.



Physiklehrer Stefan Dangel (l.) und Christian Prim (r.)
vor dem Roboterlabyrinth
Bild Christian Suter (Englisch)

Freifach Yoga

unterrichtet von Verena Fischer (Tanz und Sport)

Yoga – eine lebenslange Begleitung

Text Verena Fischer (Tanz und Sport)

Bild Lauretta Suter



Was mir Yoga bedeute, wurde ich gefragt. Heute viel – eine faszinierende Neuentdeckung.

Yoga ist mir, wie den meisten, über das Üben von *Asanas* begegnet – eingeflochten im Tanztraining und als Basis des Pilatustrainings, einem ergänzenden Körpertraining während meiner Tanzausbildung in den USA.

Der Yogapraxis als Ganzes konnte ich anfänglich nur wenig abgewinnen. Mir fehlte die Dynamik. Mir fehlte der Hintergrund. Mir fehlte die Geduld zur Langsamkeit und mir wurde gar langweilig dabei. So näherte ich mich dem Yoga nur Schritt für Schritt.

Aber gerade diese mit der Yogapraxis einhergehende Stille und Konzentration sind es heute, die mir im schnelllebigen Alltag zu Musse und Atempausen verhelfen und auch den Schülerinnen und Schülern guttun.

So kann ich heute sagen, dass Yoga mir zum Seelen-Luxus geworden ist. Seine Bögen öffnen sich immer weiter und sind für mich ein umfassendes ganzheitliches Körper-Geist-Training. Sehr gerne gebe ich diese Erfahrung im Unterricht weiter.

Yoga – anders als erwartet

Text Nathalie Guerrero, U2g

Zuerst dachte ich, Yoga sei einfach und man müsse nicht allzu viel machen. Doch schon am ersten Tag des Kurses wurde mir bewusst, dass Yoga nicht nur Meditation bedeutet, sondern auch Ausdauer und Flexibilität benötigt. Obwohl ich nebenbei noch Sport treibe, fiel es mir nicht leicht, die jeweiligen Übungen auszuführen. Aber trotz Anfangsschwierigkeiten lernte ich meinen Körper zu beherrschen und ihn zu stabilisieren. Ausserdem hat mir das Yoga viel bei der Atemregulation geholfen. Ich finde, Yoga ist für jedermann geeignet, da es die Atmung reguliert, den Körper ins Gleichgewicht bringt und ihn kräftigt.

Das Ich in Indien – ein Zwerg im Spiegel eines alten Riesen

Text René Machu (Englisch)

Bilder commons.wikimedia.org

Indien hat schon immer die Vorstellungskraft der Menschen bei uns gefesselt. Bereits die Antike war fasziniert von «den Weisen des Morgenlands», die in Gestalt der drei Könige den Segen des Ostens bei Christi Geburt verkörperten. Ob in der bildenden Kunst, in Poesie oder Philosophie oder ganz einfach in Tagträumen oder der nächtlichen Bilderwelt unseres Unbewussten: Indien steht für das Andere, das Irrationale oder Suprarationale, das Geistige, das Mysterium, das Geheimnis, die Suche nach dem tieferen Sinn und nach der Wirklichkeit hinter den Erscheinungen.

Der Westen hingegen hat die Meisterschaft in der Ausgestaltung genau jener Welt der Erscheinungen erlangt, die der Inder, die Inderin bestenfalls als Teilwahrheit, ja manchmal gar als Illusion versteht. Wir, die Herren der materiellen Welt, haben unsere auf dem Christentum beruhende Geistigkeit spätestens mit der Aufklärung entsorgt und den rationalen Verstand als «König der Könige» eingesetzt. Das hat uns viele Errungenschaften in Naturwissenschaft, Technik und Administration gebracht, von denen wir alle profitieren.

Dem Autor dieser Zeilen erging es dabei jedoch schon in jungen Jahren wie vielen Westlern vor ihm: Ein komfortables Leben allein stillt den Durst des Herzens nach Erkenntnis nicht. Während der Westen Einsicht im diskursiven Denken sucht, hat Indien gerade in der Überwindung des Denkens in der Stille die Quelle von *Vidya* (Wahrheit/Erkenntnis) ausgemacht. Weder westliche Philosophie noch Psychologie konnten mir befriedigende Antworten auf die grundlegenden Lebensfragen

Der Park Circus Fly Over in Kalkutta





Der Ampa Skywalk in Chennai ist eine der vielen neuen Shoppingmalls Indiens.

liefern, und vom Christentum brauchte ich zuerst einmal Abstand, um es heute wieder schätzen zu können. Also tat ich es den Seefahrern, den Jesuiten oder später den Hippies und Beatles gleich und machte mich sowohl geistig als auch physisch auf den Weg gen Osten. So ergab es sich, dass ich diesen Winter schon meine siebte, längere Reise nach Indien unternehmen durfte, nachdem ich vor fast 30 Jahren zum ersten Mal dort war. Beide haben wir uns seither sehr verändert, Indien und ich, aber es ist eine Liebe fürs Leben geworden. Oder besser: eine Liebe für viele Leben.

Eine Reise nach Indien ist immer eine Reise durch die Jahrtausende, denn all die sich überlagernden Kulturen erschufen Burgen, Kolonialbauten, Bräuche, Tempel, Märkte, Festivitäten, Farben, Begegnungen, Landschaften, Menschen in ihren Dörfern, aber auch Kontraste zwischen den noch immer zahlreichen farbigen Gewändern der traditionell gekleideten Inderinnen und den modern im westlichen Stil gekleideten, urbanen Frauen. Völlig archaische Szenen – ein Mönch zelebriert ein Feuerritual, eine Frau wäscht Kleider im Fluss, ein Muezzin ruft – stehen Seite an Seite mit High-Tech, irrem Verkehr und einer urbanen Jugend, die eine gewisse Dekadenz an den Tag legt.

Es tut jedem gut zu sehen, wie andere Leute anderswo leben. Man legt seinen Eurozentrismus ab, den Dünkel,

dass die eigenen Werte – in unserem Fall nicht selten eine krude, widersprüchliche Mischung aus Aufklärung und Postmoderne – für alle Menschen überall verbindlich sein müssten. Wer die Demut aufbringt, zu staunen, hat viel zu entdecken. So habe ich mich vertieft in diese Welt, die im Indus-Becken die ersten uns bekannten städtischen Hochkulturen hervorgebracht hat und mit den Veden und später den Upanishaden vermutlich die ältesten spirituellen Schriften, die zudem auf noch weit ältere, mündliche Überlieferungen vor der letzten Eiszeit zurückreichen.

Weiter geht die Zeitreise. Wer weiss, dass die Inder und Inderinnen schon in der Antike eine Atomtheorie hatten? Dass schon Alexander der Grosse dort war? Dass 500 vor Christus der Reformator Gautama Buddha in Sarnath auftrat und der Erde eine weitere Weltreligion hinzufügte? Dass Indien mit Indira Gandhi nach Israel das zweite Land war, das eine Frau als Premierministerin oder Präsidentin hatte? Dass Indira Gandhi, eine sehr kultivierte, hochgebildete Frau, die das Riesenland über viele Jahre mit eiserner Hand führte, wohl eine der mächtigsten Frauen aller Zeiten war, die auch international viel für die blockfreien Staaten verkörperte?

Während unserer Renaissance wurde der Norden durch die Mogul-Herrscher, muslimische Eroberer aus dem mittleren Osten, überrannt und die Hindu-Maharadschas

mussten sich mit ihnen arrangieren, was wiederum interessante Blüten in Kunst, Architektur und Kultur trieb. Später dann kamen die Briten, denen es beinahe gelang, die von ihnen kolonisierte Kultur davon zu überzeugen, dass ihre Zukunft in bedingungsloser Unterwerfung und Verwestlichung liegt. Es kam zum Glück anders.

Schon vor Beginn des 20. Jahrhunderts gab es ein Revival der alten vedischen Kultur, die mit Namen wie Sri Ramakrishna oder später Vivekananda verbunden war und die ersten Keime der Rückbesinnung und des Widerstands säte. In der Unabhängigkeitsbewegung vom *British Empire* fanden Muslime und Hindus wenigstens zeitweilig eine gemeinsame Position, um sich vom Joch der Engländer und Engländerinnen zu befreien, und lieferten damit eine Blaupause dafür, wie sich souveräne Nationalstaaten aus der Umklammerung eines Imperiums befreien können.

Befürchtungen, dass die hindu-nationalistische Regierung von Premierminister Narendra Modi, die seit 2014 an der Macht ist, Minderheiten benachteiligen würde, haben sich nicht bestätigt. Der wirtschaftliche Aufschwung ist hingegen unübersehbar und trägt viel dazu bei, dass Modis Zustimmungswerte sehr hoch sind, denn davon profitieren alle – egal, welcher Ethnie, Religion, Kaste oder welchem Geschlecht sie angehören. Neben der enormen Bautätigkeit, dem Ausbau der Infrastruktur und dem Bau von Smart Cities, die eine Alternative darstellen zur Landflucht in die grossen Metropolen wie Delhi, Kalkutta oder Mumbai, betont Modi auch den kulturellen Reichtum Indiens und fordert seine Landsleute auf,

**Beide haben wir uns seither
sehr verändert, Indien und ich,
aber es ist eine Liebe
fürs Leben geworden.**

Yoga zu praktizieren und die eigenen Traditionen zu pflegen. Wer sich vor Ort ein Bild macht, der kommt zum Schluss, dass Indien, mit einem Durchschnittsalter von unter 25 Jahren und einer zunehmend besser gebildeten Bevölkerung, wirtschaftlich das nächste China und damit eine neue Supermacht auf der Weltbühne wird. Ein



Nach wie vor spielt Kultur und Tradition eine wichtige Rolle in Indien, wie hier am Sonnenfest *Chhath*.

Grund mehr, dass die uni-polare Weltordnung, die wir seit dem Mauerfall und dem Ende des Kalten Krieges hatten, endgültig vorbei ist. Die neue Welt ist multipolar, oder besser noch multilateral, um mehr das Gemeinsame anstelle der Gegensätze zu betonen.

Wie sieht es mit der Armut aus? Ja, die Armut ist allgegenwärtig, wobei sich eine wachsende Mittelschicht herausgebildet hat, deren Lebensstandard sich nicht mehr gross von demjenigen in Europa unterscheidet. Es gibt Shoppingmalls in Bangalore, Delhi und Chennai, die deswegen florieren, weil es sich unterdessen nicht nur die Reichen leisten können. China gelang es innerhalb von drei Jahrzehnten, 700 Millionen Menschen aus bitterster Armut in den Mittelstand zu überführen. Wie? Nicht zuletzt durch den massiven Ausbau von Infrastruktur. Indien ist auf dem gleichen Weg. Das Verkehrsnetz wird mit einer Geschwindigkeit ausgebaut, die man sehen muss, um es zu glauben. Ein beliebtes Element ist das sogenannte *Flyover*, eine Art lange Brücke, die über die Dächer geführt wird. Dies verbessert die Lebensqualität der Menschen enorm gegenüber dem Zustand von vorher, als all die Busse, Lastwagen, Motorräder, Rikschas, Autos, Fahrräder, Kinder, Kühe, Hühner, Hunde, Schweine, Ziegen sich gemeinsam durch die engen Gassen der Dörfer und Städte zwängten oder auf dem Land in vom Monsun zerstörten Strassen versackten.

Indien hat also in materieller Hinsicht vom Westen gelernt und findet zunehmend seinen Boden unter den Füßen. Was sind wir bereit, von Indien zu lernen? Die Reisenden, die sich selbst im Spiegel dieses alten, erwachenden Riesen wahrnehmen, erkennen jedenfalls die Zwergenhaftigkeit ihrer eigenen Ego-Existenz. Der eigene Bauchnabel ist nicht der Nabel der Welt. Eine unglaublich befreiende Einsicht.

Mein Austauschjahr in Villavicencio, Kolumbien

Text Lorena Streit, A4a

Ahorita – ein wichtiges Wort in Kolumbien. Im Deutschen bedeutet es so viel wie «jetzt dann gleich», aber wenn meine Gastmutter mir sagt, wir gehen *ahorita*, heisst das, wir gehen in zwei Minuten, vier Stunden oder gar nicht mehr. Bis ich das verstanden habe, ging es eine Weile. So wartete ich zu Beginn meines Austauschjahrs immer etwa eine halbe Stunde auf meine Gastfamilie. Dann jedoch begann ich, wie es sich für eine gute Austauschschülerin gehört, mich der Kultur anzupassen. Ich kam gewagte fünf Minuten zu spät und war dann ziemlich stolz auf mich. Zumindest bis ich realisierte, dass immer noch 25 Minuten vergingen, bis meine Verabredung auftauchte. Irgendwann wurde es mir aber zu blöd, immer zu warten: Ich schaute einfach nicht mehr so oft auf die Uhr und liess mir Zeit bei allem und – tata! – jetzt bin ich immer eine halbe Stunde zu spät. Ausser in der

Schule, dort sollte man schon pünktlich sein. Der grösste Unterschied zwischen der KZN und meiner Schule hier ist wohl die Schuluniform: Traditionellerweise haben Mädchen einen Rock und Strümpfe bis zu den Knien, während die Jungen Hosen tragen. Auch Nägel in unnatürlichen Farben, Piercings und lange Haare bei Jungen sind normalerweise verboten. Der Unterricht basiert meistens auf eigenen Projekten, wie Vorträgen und Recherchearbeiten, d. h. oft machen wir nicht so extrem viel im Unterricht, aber das kommt auf die Lehrerin oder den Lehrer an. Was aber immer gleich ist und was ich liebe an der Schule, ist die Beziehung zwischen Lehrpersonen und Schülerinnen und Schülern. Gewitzelt, gelacht, umarmt und das Fäustchen gegeben wird immer. Gebetet wird auch einmal täglich, weil hier alle fast ausnahmslos Christinnen und Christen sind. Meine Gastfamilie ist katholisch, geht aber nie zur Kirche. Wir haben auch weder hundert Marien-Statuen noch Kreuzzeichen zuhause, wie es in manchen kolumbianischen Häusern üblich ist. Ich lebe zusammen mit meinen Gasteltern und einer meiner Gastschwestern in einem *condominio*, einem umzäunten Wohngebiet mit Sicherheitsleuten. Ich verbringe fast nie Zeit in meinem Zimmer, denn hier gilt *la familia* es

Playa Blanca, Santa Marta: Ich auf einer Rundreise durch Kolumbien auf einem viel zu steilen Hügel, der den Aufstieg jedoch wert war.
Foto: Juliette Guarín, Lehrerin JEGA



Freundinnen und Freunden. Der Grund, warum ich mich schon in das Land Kolumbien verliebt habe, sind die Leute: Sie sind liebenswürdig, glücklich und teilen alles. Ich bin mir sicher, dass alle, die nach Kolumbien kommen, ein Stück ihres Herzens hierlassen werden, inklusive ich.

Wo Sport eine schulische Angelegenheit ist

Text und Bild Robin Peter, M4g



Meine Gasteltern, meine jüngere Gastschwester, meine ältere Gastschwester und ich (von rechts nach links) an der Abschlussfeier der Sekundarschule meiner jüngeren Gastschwester
Foto: Nachbarin der Familie

todo – «die Familie ist alles». So rufen sich meine Gastfamilie und meine ältere Gastschwester fünfmal täglich an, obwohl diese nur drei Stunden entfernt studiert und alle zwei Wochen besucht wird. Dabei hört man unendlich viele Kosenamen, die im Deutschen oft gar keinen Sinn ergeben. Mit dieser Eigenart des Spanischen habe ich oft zu kämpfen – es gibt viel zu viele Wörter, die oft auch noch dasselbe beschreiben. Aber die lernt man hier eigentlich schnell, da fast niemand Englisch spricht. Kolumbianerinnen und Kolumbianer sind in der Regel extrem neugierig und lieb, da muss man nicht Spanisch sprechen, um sich zu verstehen! Manchmal sind sie auch zu neugierig und sprechen mich auf der Strasse an, um nach meiner Herkunft zu fragen, weil man wirklich sieht, dass ich nicht von hier bin (vgl. Bild). Und dann bin ich froh, wenn ich nicht erklären muss, dass ich nicht aus den Vereinigten Staaten bin, die Schweiz ein Land, aber Stockholm nicht die Hauptstadt davon ist ... Oft werde ich auch gefragt, wie das Essen in dem hier mysteriösen Land, der Schweiz, ist. Dann schwärme ich klischeehaft gleich von der Schokolade und dem Käse. Beides ist hier nicht geniessbar. Die typische kolumbianische Küche ist sehr kohlenhydrathaltig, man serviert Kartoffeln, *yuca* (Baumwurzel, auch Maniok), Reis und eine Riesenportion Fleisch. Ausserdem isst man *arepas* (Maisfladen), *empanadas* (gefüllte Teigtaschen) und tropische Früchte, die ich immer noch nicht alle kenne. Genauso wie die Tanzschritte, die hier praktisch alle beherrschen, und die mir wohl immer ein Rätsel bleiben werden. Salsa, Cumbia, Bachata, Merengue, Joropo – das sind nur einige Tänze, die hier getanzt werden. Bei jedem Fest wird getanzt, egal ob mit der Familie oder

Dass genau ich für mein Auslandsemester Kanada und Toronto ausgewählt habe, hat mehrere Gründe: Ich kannte die Stadt schon, bevor ich mein Semester begann, kannte meine Gastfamilie und wollte Englisch lernen. Vielleicht sehnte ich mich auch danach, meinem gewohnten Alltag zu entfliehen. Ich buchte meinen Flug für den Juli, obwohl die Schule erst einige Wochen später anfang. Somit hatte ich Zeit, mich mit meiner Gastfamilie anzufreunden und mich an das neue Umfeld zu gewöhnen. Ich musste auch einen Einstufungstest absolvieren, damit ich in eine Klasse mit dem richtigen Niveau eingeteilt werden konnte. Das Schulsystem in Kanada ist ganz anders, als ich es gewohnt war. Ich hatte jeweils nur vier Fächer pro Semester und diese einmal am Tag für 1 Stunde und 15 Minuten. Der Unterricht begann jeweils um 8.30 Uhr und endete um 14.30 Uhr. Es gab zwar Prüfungen während des Semesters, aber der Grossteil der Endnote ist abhängig von den *final exams*, die bis zu 30% der Endnote ausmachen.

Am Anfang war es für mich sehr schwierig, klarzukommen und Freunde zu finden. Für jedes Fach war ich in einer eigenen Klasse mit ungefähr 25 bis 30 Schülerinnen und Schülern. Das hiess, dass ich mit ungefähr hundert Schülerinnen und Schülern Unterricht hatte, von denen ich niemanden kannte. Ich fühlte mich äusserst unwohl. Mit der Zeit jedoch und dank Gruppenarbeiten fand ich für jedes Fach eine Gruppe, mit der ich arbeiten konnte und mich anfreundete. Da der Unterricht um 14.30 Uhr endete, hatte ich sehr viel Freizeit. In der Schule gab es sogenannte «Clubs», die einem Freifach gleichkamen. Neben den «Clubs» gab es auch noch die «Teams», die wie Sportfreifächer sind. Im Herbst trat ich dem *Cross-Country*-Team bei, das zwei- bis dreimal pro Woche trainierte und leider im Winter zu Ende war. Im Winter trainierte ich bis zu meiner Rückkehr im Schwimmteam. Jede Sportart ist saisonal, sie wird nur zu bestimmten Jahreszeiten angeboten, während der auch die Wett-

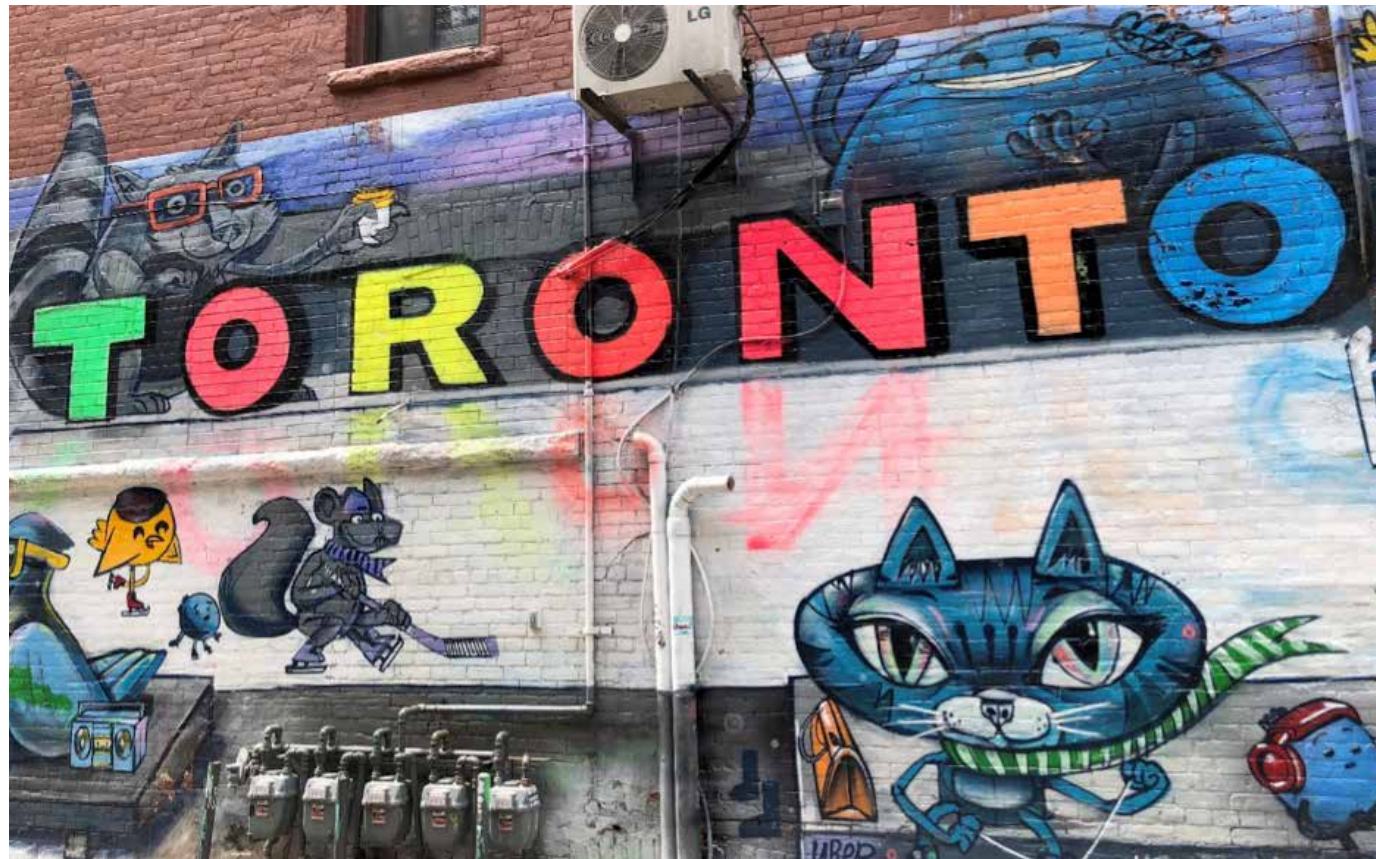
kämpfe stattfinden. Der Sport ist nicht wie hier in der Schweiz getrennt von der Schule, sondern eine fast rein schulische Angelegenheit. Es war immer aufregend, mit dem Sportteam früh am Morgen gemeinsam in einen eigenen Schulbus zu steigen und für einen Wettkampf durch Toronto zu fahren. In Zürich steht mir, wenn ich schnell in die Stadt will oder sonst irgendwohin, ein gut ausgebautes Netz von öffentlichen Verkehrsmitteln zur Verfügung und es kostet mich nicht allzu viel Zeit, an mein Ziel zu kommen. Anders in Toronto: Das ÖV-Netz ist nur in der Innenstadt gut. Man muss sehr viel Zeit einberechnen, um von A nach B zu kommen, wenn man nicht mit dem Auto unterwegs ist. Kanada ist als zweitgrösstes Land mit nur 36 Millionen Einwohnern nicht sehr dicht besiedelt und die Distanzen zwischen den Ortschaften sind gross.

Um sicherzustellen, dass ich nach meiner Rückkehr nicht zu grosse Schwierigkeiten haben würde, bat ich Klassenkameradinnen und -kameraden, mir in gewissen Fächern Arbeitsblätter zu schicken, damit ich selbstständig die Materie aufarbeiten konnte. Im Englisch habe ich fast keine neue Grammatik gelernt, dafür habe ich meinen Wortschatz erweitert und bin nun selbstsicherer

bei Konversationen. Am Anfang war ich immer überfordert, wenn mich jemand ansprach und ich nicht vorbereitet war. Das ist jetzt zum Glück nicht mehr der Fall. Das Semester war nicht immer leicht. Die kulturellen Unterschiede zwischen mir und meiner Gastfamilie führten manchmal zu Spannungen, die aber durch Kommunikation gelöst werden konnten. Es fühlte sich nie ganz wie zu Hause an, egal wie sehr sich die Gastfamilie auch um mich kümmerte.

Ich persönlich finde, dass ein Aufenthalt im Ausland nicht einfach ist und man psychisch einigermassen stabil sein sollte. Wenn man einen Aufenthalt plant, um Problemen auszuweichen, dann ist das keine gute Idee, denn sie werden nicht einfach verschwinden, sondern sich verschieben. Ein Austausch hilft, in einer Sprache besser und selbstständiger zu werden – oder einfach das Leben mehr in die eigene Hand zu nehmen. Ich bereue meine Entscheidung nicht und würde nochmals einen Austausch machen, jedoch nicht in der näheren Zukunft.

Graffiti in der Innenstadt von Toronto



Preisträger und Preisträgerin des Kompositionswettbewerbs: Jamie Vitacco, U2d (2. v. l.), und Anastasia Sandamirskaya, M4d (3. v. r.),
Foto: Gotthard Odermatt (Musik)

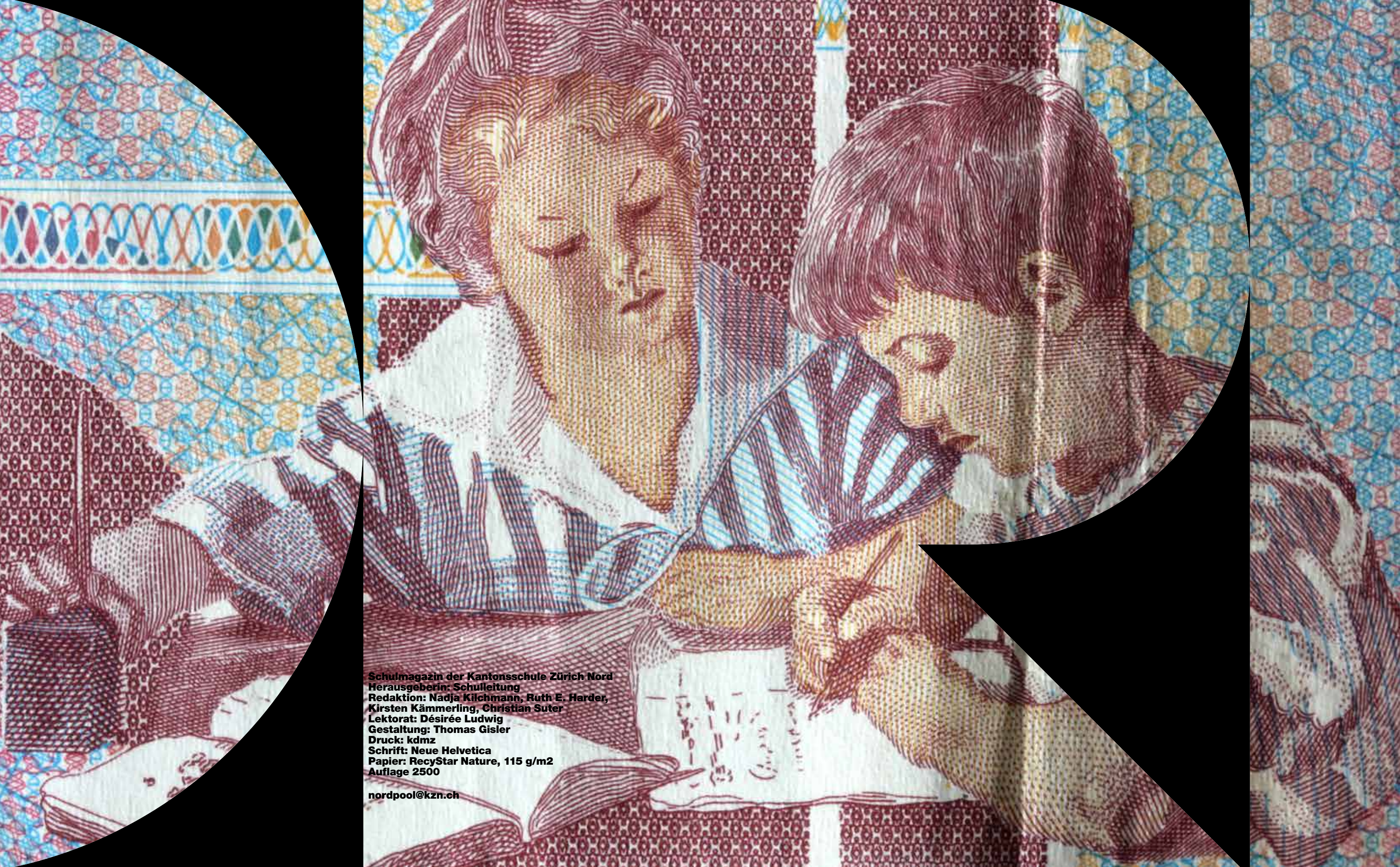
Kompositionswettbewerb

Am 14. 4. 2019 fand mit dem Berufsorchester «Camera-ta Zürich» (www.cameratazuerich.ch) ein Kompositionswettbewerb für Jugendliche statt. Ein Schüler und eine Schülerin aus dem Freifach Komponieren von Gotthard Odermatt gewannen in ihren Alterskategorien je einen zweiten Preis: Jamie Vitacco, U2d, und Anastasia Sandamirskaya, M4d. Herzliche Gratulation!

Jugendaustausch

Jedes Jahr findet ein Jugendaustausch zwischen der Schweiz und Japan statt. Dieses Jahr ist Teoman Özkavrucu, M3e, Teil der Schweizer Delegation. Er wird im Sommer 2019 nach Japan reisen. Wir freuen uns jetzt schon auf seinen Reisebericht.

Mehr Informationen unter: <http://jugend-austausch.ch/schulen/jugendaustausch-japan-schweiz/>



Schulmagazin der Kantonsschule Zürich Nord
Herausgeberin: Schulleitung
Redaktion: Nadja Kilchmann, Ruth E. Harder,
Kirsten Kämmerling, Christian Suter
Lektorat: Désirée Ludwig
Gestaltung: Thomas Gisler
Druck: kdmz
Schrift: Neue Helvetica
Papier: RecyStar Nature, 115 g/m²
Auflage 2500

nordpool@kzn.ch